Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 17 — Gotha, 7. September 1929 — 43. Jahrgang

Inhalt: Calvin zum Abendmahlsstreit [Sp. 817] — Zum Verständnis des Marburger Religionsgesprächs. 6. Von den beiden großen Abendmahlsschriften Luthers [Sp. 824] — Der Kampf zwischen Zwinglianismus und Bucertum in der anglikanischen Kirche [Sp. 829] — Die zarathustrische Religion. Schluß [Sp. 833] — Das Wertverhältnis der Kunstgattungen nach ihrer kultischen Eignung [Sp. 837] — Die Gestalt des Feldgeistlichen in der neuesten Kriegsdichtung [Sp. 843] — Heinrich Sohnrey [Sp. 852] — Hausfrau und Hausgehilfin [Sp. 856] — Vom Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen [Sp. 858] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart [Sp. 859] — Wöchentliche Chronik [Sp. 860] — Bücher und Schriften: Zwinglis Reise (Waldburger); Dogmengeschichte (Wiegand); Religiöser Individualismus (Hoffmann); Magie und Mystik (Aram); Phänomene des Spiritismus (Seitz); Idee der Freiheit der Schule (Gehr); Menschenkinder (Eipper); Leid des Kindes (Bockemühl); Feste mit Kindern (Carp); Predigten (Amsler, Lehmann, Kölzsch, Moldaenke, Praetorius, Rohrdantz, Schöttler, Bezzel); Disraeli (Maurois); Erinnerungen eines alten Professors (Goebel); Friedrich Lißmann (Lorenz); [Sp. 863] — Verschiedenes [Sp. 868] — Versammlungskalender [Sp. 868] — Anzeigen

Calvin zum Abendmahlsstreit

Aus dem Abendmahlstraktat von 1541*)

Da das Heilige Sakrament des Abendmahls unsres Herrn Jesus lange Zeit durch große Irrtümer verdunkelt und in diesen vergangenen Jahren von Neuem durch gegensätzliche Meinungen und streitsüchtige Dispute umhüllt worden ist, so ist es nicht zu verwundern, wenn viele schwache Gewissen nicht leicht zu einer Entscheidung kommen, was sie nun davon halten sollen, sondern in Zweifel und Ratlosigkeit verharren, in Erwartung daß die Diener Gottes ihren Streit erledigen und zu einer gewissen Übereinstimmung kommen möchten. Da es jedoch eine sehr gefährliche Sache ist, keine Gewißheit in Bezug auf dieses Geheimnis zu haben, dessen Verständnis doch so nötig ist zu unsrem Heil, so dachte ich, es sei eine nützliche Arbeit, kurz und doch klar die Summe dessen, was man davon wissen muß, zu entwickeln.

Damit wir uns nun gut aller Schwierigkeiten entledigen, ist es angezeigt, die Disposition, der ich folgen will, anzugeben. Zuerst werden wir darlegen, zu welchem Zweck und aus welchem Grunde der Herr dies Heilige Sakrament eingesetzt hat. Zweitens, welche Frucht und welchen Nutzen wir davon empfangen. Hier wird erklärt werden, wie der Leib Jesu Christi uns darin gegeben wird. Dann [handeln wir] vom rechtmäßigen Gebrauch [dieses Sakramentes]. Viertens tragen wir vor, durch welche Irrtümer und welchen Aberglauben es verunreinigt worden ist; hier wird gezeigt werden, in welchem Gegensatz die Diener Gottes zu den Papisten stehen müssen. Als letzten Punkt werden wir zeigen, was die Quelle des Streites war, der so bitter debattiert worden ist gerade zwischen denen, die in unsrer Zeit das Evangelium wieder ans Licht gebracht und sich um den rechtschaffenen Aufbau der Kirche in der gesunden Lehre verbraucht haben.

I. Was den ersten Artikel anbetrifft: Da es unsrem Gott gefallen hat, uns durch die Taufe aufzunehmen in seine Kirche, die sein Haus ist und die er unterhalten und regieren will, und da er uns nicht nur als seine Knechte, sondern als seine eigenen Kinder aufgenommen hat, so bleibt für ihn als einen guten Vater übrig, daß er uns ernähre und mit allem, was uns zum Leben nötig ist, versorge. Denn die leibliche Nahrung, da sie Allen gemeinsam ist, die Bösen wie die Guten daran Anteil haben, ist nicht das Eigentümliche, das seiner Hausgenossenschaft zukommt. Wahr ist allerdings, daß wir schon daran einen Beweis seiner väterlichen Güte haben, daß er uns unseren leiblichen Unterhalt gibt, sofern als wir an all den Gaben, die er uns gibt, mit seinem Segen Anteil haben. Aber gleichwie das Leben, zu dem er uns wiedergeboren hat, geistlich ist, so muß auch die Nahrung, die uns darin erhalten und befestigen kann, geistlich sein. Denn wir müssen verstehen: er hat uns nicht nur gerufen, einmal sein himmlisches Erbe zu besitzen, sondern auf Hoffnung hat er uns schon gewissermaßen in diesen Besitz eingeführt. Nicht nur hat er uns das Leben verheißen, sondern, uns dem Tode entziehend, hat er uns schon in dasselbe versetzt: darin, daß er mit der Kindesannahme uns wiedergeboren hat durch den Samen der Unsterblichkeit, nämlich sein Wort, das der Heilige Geist unsren Herzen eingeprägt hat.

Um uns also in diesem Leben zu erhalten, handelt es sich nicht darum, unseren Bauch mit verweslicher und hinfälliger Nahrung zu füttern, sondern darum, unsre Seele mit besserer und wertvollerer Kost zu ernähren. Nun aber sagt uns die ganze Schrift, daß das geistliche Brot, durch das unsere Seelen erhalten werden, eben das Wort sei, durch das der Herr uns wiedergeboren hat; aber sie fügt je und je den Grund bei: sofern darin Jesus Christus, unser einiges Leben, uns gegeben und dargereicht ist. Denn man darf nicht meinen, daß es Leben gebe anderswo als in Gott. Aber gleichwie Gott alle Fülle des Lebens in Jesus bestellt hat, um sie durch ihn uns zu übermitteln, so hat er sein Wort als das Werkzeug eingesetzt, wodurch Jesus Christus mit all seinen Gnadengaben uns verkündet werden soll. Mittlerweile bleibt es dabei, daß unsere Seelen keine andere Nahrung haben als Jesum Christum. Der himmlische Vater, da er doch Sorge trägt, uns zu ernähren, gibt uns keine andere, sondern heißt uns vielmehr ganz uns daran genügen zu lassen als an einer vollkommen zureichenden Mahlzeit, die wir nicht entbehren dürfen, und außer welcher keine andere gefunden werden kann.

Wir sahen schon, wie Jesus Christus die einzige Nahrung für unsre Seelen ist. Da er uns aber durch das Wort des Herrn verkündet wird, das als Werkzeug hiezu bestimmt ist, so wird dasselbe auch Brot und Wasser genannt. Was nun vom Wort gesagt ist, das gilt auch für das Sakrament des Abendmahls, durch welches uns der Herr zum Anteil-haben an Jesus Christus führt. Denn weil wir so schwach sind, daß wir ihn nicht in rechtem Vertrauen des Herzens aufnehmen können, wenn er uns durch die bloße Lehre und Predigt dargeboten wird, so wollte der Vater der Barmherzigkeit, der nicht verschmäht, sich an dieser Stelle zu unserer Schwachheit herabzulassen, seinem Werke ein sichtbares Zeichen beifügen, durch das er, um uns zu festigen und zu stärken und uns von allem Zweifel und aller Unsicherheit zu befreien, den Gehalt seiner Verheißungen zur Darstellung brächte. Denn da es ein so hohes und unbegreifliches Geheimnis ist, zu sagen, daß wir Anteil hätten am Leib und Blut Jesu Christi, und da wir unserseits so roh

*) Petit Traicté de la Saincte Cene. Zu finden im ersten Bande der Opera selecta Calvins, herausgegeben von Peter Barth 1926, S. 503 - 530. Der obigen Wiedergabe folgt noch ein erläuterndes Wort in nächster Nummer. Angesichts der bevorstehenden Gedenktage in Marburg ist vor allem das unter 5. für uns bedeutsam. Aber wer daran sein geschichtliches Interesse befriedigt, wird mit religiöser Anteilnahme auch das Vorausgehende auf sich wirken lassen. D H

und grob sind, daß wir nicht das Geringste von dem, was Gottes ist, erfassen können, so war es nötig, es uns verständlich zu machen, daß unsere Fassungskraft es zu tragen vermag. Aus diesem Grunde hat der Herr uns das Abendmahl eingesetzt, erstens, um die in seinem Evangelium enthaltenen Verheißungen, nach denen wir Anteil haben sollen an seinem Leib und seinem Blut, in unserem Gewissen zu unterzeichnen und zu versiegeln und uns die Gewißheit zu geben, daß darin unsre wahre geistliche Nahrung vorhanden ist, damit wir im Besitz eines solchen Unterpfandes ein festes Vertrauen auf unser Heil faßten. Zweitens, um uns zu üben in der Anerkennung seiner großen Güte gegen uns, sie reichlicher zu loben und zu verherrlichen. Drittens, uns zu ermahnen zu aller Heiligkeit und Unschuld, darum, daß wir Glieder Jesu Christi sind, besonders zu brüderlicher Einigkeit und Liebe, wie sie uns hier vornehmlich anbefohlen ist ...

2. Zum Zweiten gilt es, zu zeigen, wie nützlich das Abendmahl des Herrn für uns ist, vorausgesetzt, daß wir unseren Gewinn daraus zu ziehen wissen. Wir werden diesen einsehen, indem wir die Bedürftigkeit überlegen, der er zu Hilfe kommt....

Nach Leib und Seele sind wir mehr als elend, wenn wir bei uns selbst verbleiben. Und es kann nicht anders sein, als daß wir in großer Traurigkeit und Angst sind im Gefühl eines solchen Elendes. Um uns hier zu helfen, gibt uns der himmlische Vater das Abendmahl, als einen Spiegel, in dem wir anschauen sollen unsern Herrn Jesus, gekreuzigt, um unsre Vergehen und Schulden wegzuschaffen, und auferweckt, um uns von Verderben und Tod zu befreien und uns in himmlischer Unsterblichkeit wiederherzustellen. Dies ist ein einzigartiger Trost, den wir da im Abendmahl empfangen: es führt uns zum Kreuz und zur Auferstehung Jesu Christi hin, um uns die Gewißheit zu geben, daß der Herr, welche Ungerechtigkeit auch in uns sei, nicht ablasse, uns als gerecht zu erkennen und anzunehmen —, wieviel Todesstoff auch in uns sei, nicht ablasse uns wieder lebendig zu machen —, wieviel Elend wir trügen, nicht ablasse uns mit aller Freude zu erfüllen.

Also, um noch leichter zu erhellen, worum es sich handelt: da wir von uns aus ohnmächtig sind zu allem Guten und keinen Tropfen haben von dem, was uns zum Heil dienen kann, gibt das Abendmahl uns Zeugnis, daß wir, teilhaftig des Todes und des Leidens Jesu Christi, alles haben, was uns not und heilsam ist. So können wir auch sagen, daß der Herr uns hier alle Schätze seiner geistlichen Gnadengaben ausbreitet, indem er uns zu Genossen aller Güter und Reichtümer unsres Herrn Jesus macht, daß er uns also daran erinnert, das Abendmahl sei uns als Spiegel gegeben, darin Jesum Christum zu schauen, gekreuzigt uns zur Befreiung von der Verdammnis, und auferweckt uns zur Gerechtigkeit und ewigem Leben. Wahr ist freilich, daß diese selbe Gnade uns durchs Evangelium angeboten ist; aber da wir im Abendmahl reichere Gewißheit und volleren Genuß davon haben, so erkennen wir mit gutem Recht an, daß wir gerade hier diese Früchte empfangen.

Da nun die Güter Jesu Christi uns nicht angehören, ohne daß vor allem Er unser sei, so ist in erster Linie nötig, daß Er uns im Abendmahl gegeben werde, damit die Dinge, von denen wir redeten, sich wahrhaft an uns erfüllen können. Darum pflege ich zu sagen: Inhalt und Wesen der Sakramente ist der Herr Jesus; ihre Wirkung sind die Gnadengaben und Segnungen, die wir durch ihn haben. Die Wirkung des Abendmahls ist, uns zu bestätigen die Versöhnung mit Gott, die wir durch seinen Tod und sein Leiden haben, die Reinigung unserer Seelen, die wir haben darin, daß er sein Blut vergossen hat, die Gerechtigkeit, die wir in seinem Gehorsam haben, kurz, die Hoffnung auf das Heil, die wir in all dem haben, was er für uns getan hat. [Er als] das Wesen muß damit verbunden bleiben, sonst wäre nichts Festes und Sicheres darin. So haben wir zu schließen, daß Zweierlei im Abendmahl uns dargereicht werde: Jesus Christus als Quelle und Inhalt alles Guten, und die Frucht und Wirkung seines Todes und seines Leidens.

Das bedeuten auch die Worte, die uns dabei gesagt sind. Denn indem er uns gebietet, seinen Leib zu essen und sein Blut zu trinken, so fügt er bei, daß sein Leib für uns hingegeben und sein Blut zur Vergebung unserer Sünden vergossen werde. Damit weist er einesteils darauf hin, daß wir nicht einfach an seinem Leib und seinem Blut teilhaben sollen ohne weitere Überlegung, sondern um die Frucht seines Todes und seines Leidens zu empfangen; andernteils, daß wir nicht zum Genuß einer solchen Frucht gelangen können, es sei denn, daß wir Anteil hätten an seinem Leib und Blut, durch die sie uns erworben worden ist.

Damit beginnen wir schon an die in Vergangenheit und Gegenwart so viel verhandelte Frage heranzutreten, wie diese Worte verstanden werden müssen, in denen das Brot Leib Jesu Christi und der Wein sein Blut genannt werden. Sie wird sich ohne große Schwierigkeit erledigen lassen, wenn wir den eben angeführten Grundsatz festhalten, nämlich, daß aller Gewinn, den wir im Abendmahl suchen dürfen, zunichte gemacht ist, wenn uns Jesus Christus darin nicht als Wesen und Grund von allem gegeben wird. Steht dies fest, so werden wir ohne Zweifel bekennen: Verneinen, daß uns im Abendmahl die wahre Gemeinschaft mit Jesus Christus angeboten wird, das hieße dies heilige Sakrament leer und unnütz machen, was eine verdammungswürdige Lästerung wäre, nicht wert, daß man sie anhört. Weiter, wenn der Grund zur Gemeinschaft mit Jesus Christus der ist, daß wir Anteil haben an allen Gnadengaben, die er uns durch seinen Tod erworben hat, so steht nicht nur in Frage, daß wir Anteil haben an seinem Geiste: wir müssen auch teilhaben an seiner Menschheit, in der er Gott seinem Vater allen Gehorsam geleistet hat, um für unsere Schulden genug zu tun.

Keines ohne das Andere! Denn wenn er sich uns gibt, so sollen wir ihn ganz besitzen. Darum, wie gesagt ist, daß sein Geist unser Leben ist, so sagt er auch mit eigenem Munde, daß sein Fleisch wahrhaftig Speise, sein Blut wahrhaftig Trank sei. Sind diese Worte nicht bloßes Gerede, so folgt, wenn wir unser Leben in Christus haben wollen, daß unsere Seelen mit seinem Leib und seinem Blut als ihrer eigentlichen Nahrung genährt werden müssen. Das ist uns demnach ausdrücklich bezeugt im Abendmahl, wenn uns vom Brot gesagt wird, daß wir es nehmen und essen sollen, und daß es sein Leib ist; daß wir trinken sollen aus dem Kelch und daß dies sein Blut ist. Ausdrücklich ist die Rede von Leib und Blut, damit wir lernen sollen, da unser geistliches Leben zu suchen. Fragt man uns nun trotzdem, ob das Brot der Leib Christi und der Wein sein Blut sei, so antworten wir, daß Brot und Wein sichtbare Zeichen sind, die uns stellvertretend darstellen*) den Leib und das Blut, daß aber dieser Name und Titel „Leib und Blut" ihnen beigelegt ist, weil sie gleichsam die Werkzeuge sind, durch die der Herr Jesus uns jene darreicht.

Es ist dies eine sehr passende Redeweise. Denn da unsre Gemeinschaft mit dem Leib Christi eine nicht nur für unsre Augen, sondern für unser natürliches Denken unbegreifliche Sache ist, so wird sie uns hier sichtbar gezeigt. — — — Es ist ein geistliches Geheimnis, ... das uns in sichtbaren Zeichen abgebildet wird, wie es unsre Schwachheit erfordert, so aber, daß es nicht ein bloßes Bild ist, sondern verbunden mit der Wahrheit und dem Wesen [die es ausdrücken soll]. Deshalb wird mit gutem Recht das Brot Leib genannt, weil es ihn nicht nur stellvertretend darstellt, sondern ihn auch uns darreicht.

Wir räumen also gern ein, daß der Name „Leib Jesu Christi" übertragen wird auf das Brot, sofern es Sakrament und Bild ist. Aber wir fügen auch bei, daß die Sakramente des Herrn nicht dürfen und nicht können von ihrer Wahrheit und ihrem Wesen getrennt werden. — — Sehen wir das sichtbare Zeichen, so gilt es zu beachten, was es darstellt, und von wem es uns gegeben ist. Das Brot ist uns gegeben, um uns den Leib Jesu

*) représentent.

Christi abzubilden, mit dem Gebot es zu essen; und es ist uns von Gott gegeben, der die gewisse und unwandelbare Wahrheit ist. — — —

Es muß darum unser Bekenntnis sein, daß, wenn die stellvertretende Darstellung, die Gott uns im Abendmahl bereitet, wahrhaftig ist, dann das innere Wesen des Sakramentes verbunden ist mit den sichtbaren Zeichen; und wie das Brot uns in die Hand ausgeteilt wird, so wird uns der Leib Christi zugeteilt, damit wir zu seinen Teilhabern werden. — — — [Damit] sind alle Reichtümer Gottes, die in ihm umschlossen sind, uns eröffnet, daß sie unser seien. So, um kurz diesen Gewinn des Abendmahls zu umschreiben, können wir sagen, daß Jesus Christus uns hier dargeboten ist, damit wir ihn besitzen sollen, und in ihm alle Fülle der Gnadengaben, die wir wünschen können, und daß wir darin eine gute Hilfe haben, unsere Gewissen zu befestigen im Glauben, den wir an ihn haben sollen. — — —

[Aus der Zurückweisung der Transsubstantiationslehre im vierten Abschnitt]

4. Die Natur des Sakramentes erfordert, daß wirkliches Brot bleibe als sichtbares Zeichen des Leibes. Denn es ist eine Generalregel für alle Sakramente, daß die Zeichen, die wir sehen, eine gewisse Ähnlichkeit haben müssen mit der geistlichen Sache, die darin abgebildet ist. Wie wir in der Taufe Gewißheit haben von der inneren Abwaschung unsrer Seelen, indem das Wasser, das unsern leiblichen Schmutz beseitigt, uns als Zeichen gegeben ist, so muß im Abendmahl wirkliches Brot da sein, um uns zu bezeugen, daß der Leib Christi unsre Nahrung ist. Denn anders, was wäre dies für ein Merkzeichen, wenn die [nach der Wandlung übrigbleibende] weiße Farbe [des Brotes] uns dies abbilden sollte? Wir sehen also, daß die ganze stellvertretende Darstellung, die uns der Herr gegeben hat, um sich zu unsrer Schwachheit herabzulassen, zerstört wird, wenn nicht wirklich Brot dableibt. Denn die Worte, die der Herr gebraucht, wollen besagen: Gleich wie der Mensch leiblich erhalten wird dadurch, daß er Brot ißt, so ist mein Fleisch die geistliche Nahrung, durch die die Seelen zum Leben kommen. — — —

[Aus der weitern Auseinandersetzung mit der katholischen Messe]

Die Hauptsache, die der Herr uns anbefohlen hat, ist, dieses Geheimnis mit wirklicher Erkenntnis zu feiern. Es folgt darum, daß das Wesentliche in der Lehre liegt. Ohne diese bleibt nichts als eine kalte Zeremonie ohne Wirkungskraft. Das ist nicht nur angezeigt durch die Schrift, sondern auch bezeugt durch die päpstlichen Canones, in einer dort angeführten Sentenz Augustins, wo er fragt, was das Wasser der Taufe ohne das Wort anderes sei, als ein vergängliches Element; und zwar [meint Augustin], nicht nur das verkündigte, sondern das vernommene Wort*). Er sagt damit, daß die Sakramente ihre Kraft vom Worte her haben, wenn es verständlich gepredigt worden ist. Ohne das sind sie nicht wert, das man sie Sakramente nennt.

5. Ich wünschte, daß die Erinnerung an den unseligen Streit, der in unsrer Zeit zu bösartig geführt worden ist, ganz ausgelöscht wäre. Ohne Zweifel hat ihn der Teufel erregt, um den Lauf des Evangeliums zu hindern oder gar zu brechen. Ich mag darum keine lange Erzählung davon geben. Da ich aber viele Gewissen, die nicht wissen, wohin sich wenden, verwirrt sehe, will ich immerhin kurz sagen, was mir nötig scheint, um ihnen zu zeigen, wie sie sich entscheiden sollen.

In erster Linie bitte ich alle Gläubigen im Namen Gottes, nicht zu sehr Ärgernis zu nehmen daran, daß ein so großer Meinungsunterschied entfacht worden ist zwischen denen, die gleichsam als Hauptleute bestellt waren für die Wiederaufrichtung der Wahrheit. Denn es ist nichts so Ungewohntes, daß der Herr gerade seine Diener in einer teilweisen Unwissenheit beläßt, und duldet, daß sie Streit untereinander haben. Nicht um sie immer darin zu erhalten, sondern nur auf eine gewisse Zeit, zu ihrer Demütigung. Und in der Tat, wäre alles bis heute ohne Umweg nach Wunsch gegangen, die Menschen hätten sich [vor Hochmut] wahrscheinlich nicht mehr gekannt, oder die Gnade Gottes wäre doch weniger anerkannt worden, als ihr gebührt. So wollte der Herr den Menschen allen Anlaß zum Selbstruhm nehmen, damit Er allein verherrlicht werde.

Sodann aber, wenn wir bedenken, in welchem Abgrund von Finsternis die Welt sich befand, als die Urheber dieses Streites begannen uns zur Wahrheit zurückzuführen, so wundern wir uns nicht, daß sie nicht von Anfang an alles richtig erkannt haben. Vielmehr ist es ein Wunder, daß unser Herr sie in so kurzer Zeit dermaßen erleuchtet hat, daß sie aus diesem Wust von Irrtümern, in dem man so lang ertrunken war, so weit herauskommen und die Andern herausziehen konnten.

Aber es ist am Besten, zu sagen, wie die Sache gekommen ist; dann wird sich zeigen, daß kein Anlaß ist, so sehr daran Ärgernis zu nehmen, wie man gemeinhin denkt.

Als Luther zu lehren begann, da behandelte er die Abendmahlslehre so, daß es schien, er lasse sie in Bezug auf die leibliche Gegenwart Christi so, wie die Welt sie damals verstund. Denn er verwarf zwar die Transsubstantiation, sagte aber, das Brot sei der Leib Christi, indem dieser mit jenem verbunden werde. Dazu sprach er sich in Bildern aus, die etwas hart und grob waren. Aber er tat dies in einer gewissen Bedrängnis, da er seine Meinung nicht anders zu erläutern vermochte. Denn es ist schwer, eine so hohe Sache verständlich zu machen, ohne sich einiger nicht völlig zutreffender Wendungen zu bedienen.

Auf der andern Seite traten Zwingli und Ökolampad auf. Sie sahen den Mißbrauch und Betrug, den der Teufel angerichtet hatte mit der Einführung einer solchen fleischlichen Gegenwart Christi, wie man sie seit mehr als sechshundert Jahren gelehrt und angenommen hatte, und waren der Überzeugung, daß man da nicht schweigen dürfe; im Besonderen, da dies mit jener Anbetung Jesu Christi, als ob er im Brot eingeschlossen wäre, einen abscheulichen Götzendienst mit sich gebracht hatte. Da es nun äußerst schwer war, diese so lange Zeit in den Herzen der Menschen eingewurzelte Meinung auszurotten, so verwandten sie alle ihre Geisteskraft darauf, dagegen zu schreien, darauf verweisend, was für ein schwerer Fehler es sei, nicht zu bemerken, was uns in der Schrift über die Himmelfahrt Jesu Christi bezeugt ist, und daß er nach seiner Menschheit zum Himmel aufgenommen ist, wo er bleibt, bis er wiederkommen wird zum Weltgericht. Indessen hielten sie sich hier nun zu sehr auf und vergaßen zu zeigen, welche Gegenwart Jesu Christi man beim Abendmahl glauben darf und welchen Anteil an seinem Leib und seinem Blut man hier empfängt — so daß Luther dachte, sie wollten nichts übrig lassen als die leeren Zeichen, ohne deren geistlichen Gehalt. So begann er ihnen ins Angesicht zu widerstehen, so weit, daß er sie Häretiker schalt.

Nachdem der Streit aber einmal begonnen war, flammte er mit der Zeit immer stärker auf, und so ist er nun allzu bitter während ungefähr fünfzehn Jahren geführt worden, ohne daß je die Einen friedlich auf die Andern gehört hätten. Denn obschon sie einmal zusammengekommen sind, so war die Entfremdung so groß, daß sie von da ohne jegliche Eintracht heimkehrten. Ja, anstatt sich in einem gewissen gesunden Urteil zu nähern, haben sie sich immer weiter voneinander entfernt und sahen auf nichts Anderes, als auf die Verteidigung der eigenen und die Widerlegung der entgegenstehenden Meinung.

Wir haben also vor uns, worin Luther und worin Ökolampad und Zwingli gefehlt haben. Es wäre von Anfang Luthers Pflicht gewesen, zu sagen, daß er nicht im Sinne habe, eine solche Lokalpräsenz aufzurichten, wie die Papisten sie träumen. Ebenso: zu bezeugen, daß er nicht an Stelle Gottes das Sakrament wolle anbeten lassen. Drittens, sich jener so

*) Augustin, In Joh. Trakt. 80, 3, zitiert im Decretum Gratiani II Causa I quaest. I c. 54.

groben und schwerverständlichen Bilder zu enthalten, oder doch sich ihrer mit Maß zu bedienen, indem er sie auf eine Weise erklärte, daß sie nicht Ärgernis erregen mußten. Seit Beginn des Streites aber ist er über das Maß hinausgegangen, sowohl in der Darlegung seiner Meinung, wie darin, daß er die Andern mit einer zu harten Bitterkeit der Sprache tadelte. Denn anstatt sich auf eine Weise zu äußern, daß man seine Meinung annehmen konnte, hat er in seiner gewohnten Heftigkeit, um seine Widersacher zurückzuweisen, übertreibende Redeformen angewendet, die sehr hart zu tragen waren für diejenigen, die an sich schon wenig geneigt waren, seiner Rede zu trauen. — Die Andern haben auch verstoßen, damit daß sie sich so darauf versteift haben, gegen die abergläubische und phantastische Meinung der Papisten von der Lokalpräsenz des Leibes Jesu Christi im Sakrament und gegen die daraus folgende perverse Adoration zu schreien, daß sie mehr Kraft darauf verwendet haben, das Schlechte zu zerstören, als darauf, das Gute aufzubauen. Denn obschon sie die Wahrheit nicht verneint haben, so haben sie sie nicht so klar gelehrt, wie sie gesollt hätten. Damit will ich sagen: indem sie zu viel Mühe darauf verwandten, aufrecht zu erhalten, daß Brot und Wein Leib und Blut Christi genannt werden, weil sie Zeichen sind, haben sie nicht daran gedacht, beizufügen, jene seien in solcher Weise Zeichen, daß die [bezeichnete] Wahrheit damit verbunden ist, und somit zu bezeugen, daß sie keineswegs im Sinne hätten, die wahre Gemeinschaft zu verdunkeln, die uns der Herr durch dieses Sakrament mit seinem Leib und seinem Blut gibt. Die eine wie die andere Partei hat darin gefehlt, daß sie zu wenig Geduld hatten, einander anzuhören, um ohne Leidenschaft der Wahrheit zu folgen, wo sie sich finden ließe.

Nichtsdestoweniger, wenn wir nicht ablassen dürfen an unsre Schuldigkeit zu denken, so gilt es, die Gnade nicht zu vergessen, die der Herr ihnen erwiesen hat, noch auch die Güter, die er uns durch ihre Hände und ihre Vermittlung ausgeteilt hat. Denn sind wir nicht undankbar im Blick auf das, was wir ihnen schulden, so können wir ihnen dies und Anderes wohl verzeihen, ohne sie zu tadeln und zu verschreien. Kurz, da wir sehen, daß sie eines heiligen Lebens und eines ausgezeichneten Wissens gewesen sind und zum Teil noch sind, voll einzigartigen Eifers, die Kirche aufzubauen, so sind wir gehalten, mit Bescheidenheit und Respekt zu urteilen und zu reden; im Besondern, da es unserm Gott zuletzt gefallen hat, nachdem er sie so gedemütigt hatte, dem unseligen Streit ein Ende zu setzen oder doch ihn zu lindern, in Erwartung, daß er ganz beendigt würde; das sage ich, insofern noch keine Urkunde veröffentlicht ist, in der die Concordie, wie es sein müßte, vereinbart worden wäre. Aber das wird geschehen, wenn es Gott gefallen wird, diejenigen, die zu ihrer Ausarbeitung berufen sind, irgendwo zu versammeln. Unterdessen muß es uns genug sein, wenn Brüderlichkeit und Gemeinschaft unter den Kirchen besteht, und Alle darin übereinstimmen, wie es für eine Zusammenkunft nach Gottes Gebot nötig ist.

Wir bekennen also einmütig, im gläubigen Sakramentsempfang nach der Einsetzung des Herrn wirklich Anteil zu bekommen am wirklichen Gehalt des Leibes und des Blutes Jesu Christi*). Wie dies geschieht, das vermögen die Einen besser und klarer darzulegen als die Andern. So viel ist sicher, wir müssen einesteils, um alle fleischlichen Phantasien auszuschließen, unsre Herzen zum Himmel empor erheben und nicht denken, der Herr Jesus könnte so verkleinert werden, daß er eingeschlossen zu werden vermöchte in vergängliche Elemente. Andernteils wollen wir die Wirkung dieses heiligen Geheimnisses nicht verringern, und daran denken, daß es sich ereignet durch die verborgene und wunderbare Macht Gottes, und daß der Geist Gottes das Band ist für dieses Anteilbekommen, das darum eine geistliche Sache genannt wird.

Madiswil Peter Barth

*) que ... nous sommes vrayment faictz participans de la propre substance du corps et du sang de Jesus Christ.

Zum Verständnis des Marburger Religionsgesprächs

6. Von den beiden großen Abendmahlsschriften Luthers

1

Wir könnten mit unsrer Artikelreihe ins Unendliche fortfahren. Tausendfach spiegelt sich in diesem Streit der Geist, die Frömmigkeit, die Wissenschaft jener Tage. Der Raum verbietet es, und bei Manchen würde auch das Interesse versagen. Es ist uns eine fremde Welt geworden.

Könnten wir Zwingli und Genossen stärker zu Wort kommen lassen, so würde ohne Zweifel der Beifall unsrer Leser ihnen zufallen. Eine größere geistige Freiheit anscheinend, ein vernünftigeres Christentum tritt einem da entgegen. Charakterisierten wir ihn als Humanisten: Kinder dieses Humanismus sind auch wir. Wenn Luther mit den Regeln und Anschauungen seiner scholastischen Bildung arbeitet (ich erinnere nur an das circumscriptive, diffinitive, repletive B 394, 29 ff. vgl. 400, 15 ff.), so hat das nur für den Gelehrten Wert. Ein Gelehrtenstreit war es eben, wie er geführt wurde. Und doch im Kern und Wesen mehr als dies: ein Kampf um große religiöse Güter und Gaben. Und da wird es zum Verständnis der damaligen Ansprüche und Entscheidungen uns heutigen Gebildeten schwerer, Luther gerecht zu werden, als Zwingli. Darum soll dieser letzte Artikel Luther gewidmet sein.

Dabei kommt uns zu gute, daß Luthers einschlägige Schriften viel bekannter sind, als Zwinglis und seiner Genossen. Es handelt sich vornehmlich um zwei: „Daß diese Worte ‚Das ist mein Leib etc.' noch feststehen, wider die Schwarmgeister" von 1527. Diese Schrift findet sich im vierten Bande der einst Braunschweiger, dann Berliner, heute Leipziger Auswahl, die zunächst (1890) unter dem Titel erschien „Luthers Werke für das christliche Haus", heute einfach „Luthers Werke" bei M. Heinsius Nachfolger. Sie ist jedem Laien die zugänglichere, weil sie den Text in unsre heutige Sprache übertragen bringt und Anmerkungen dazu. Auch sachlich sei sie vorzüglich zur Kenntnis empfohlen. 140 Seiten. Zwingli antwortete mit der Schrift „Daß diese Wort Jesu Christi ‚Das ist mein Leib etc.' ewiglich den alten einigen Sinn haben werden" noch im gleichen Jahre 1527. Ihm zuvor kam Oekolampad: „Daß der Mißverstand D. Martin Luthers ... nit bestohn mag." Darauf Luthers zweite hochwichtige Schrift zu dieser Sache: „Vom Abendmahl Christi, Bekenntnis" 1528. Auch sie findet sich in einem weitverbreiteten Neudruck: „Luthers Werke in Auswahl" von Otto Clemen, Bonn 1913. 160 Seiten. Bedeutend ganz abgesehen vom Abendmahlsstreit durch den kurzen dritten Schlußteil, worin Luther Stück für Stück zu der christlichen Glaubenslehre sein „Bekenntnis" formuliert: „darauf ich gedenke zu bleiben bis in den Tod." Aber die Ausgabe bietet den Text in seiner deutschen Ursprache; nicht ein Jedes mag sich da leicht hineinlesen. Und so sehr sich die beiden Lutherschriften ergänzen, scheint mir die frühere ergiebiger; sie enthält die prachtvollen Partien von der Ubiquität und die Lehre vom Sakrament als dem Nährmittel zur Unsterblichkeit.

Ich werde im Folgenden ad 1 die Braunschweiger mit Br, ad 2 die Bonner Ausgabe mit B zitieren.

2

Unbelehrbarer Eigensinn, unleidliche Rechthaberei — das ist durchaus der Eindruck, den der eilige Beobachter von dem Luther in Marburg haben kann. Und der Leser seiner Schriften auch, wiewohl es ihm durch die Fülle der beigebrachten Gesichtspunkte und Argumente schon erschwert wird. Nun behauptete neulich ein gelehrter Freund, Luther habe nur darum so trotzig auf seiner Meinung bestanden, weil er ihrer selber nicht gewiß war. Wie

das an jedem Tage vorkommt, daß man (zumal im Streit) desto fester behauptet, je unsicherer man ist oder wird. Aber in diesem Falle: das wäre Luthers moralischer Tod. Denn was ihn zum Reformator machte, war die ihm in seinen seelischen Kämpfen gewordene Gewißheit. So allein wurde er im Stande, die katholische Welt, in der er lebte, aus den Angeln zu heben. Gewiß erzitterte seine Seele in Worms, aber inmitten dieses Erzitterns blieb er gewiß. Und es wird nicht angehn, den Luther von Marburg so ganz fernab zu sehen von dem Wormser Luther. Hier liegt vielmehr der Kern des Marburger Lutherproblems: seine Gewißheit, ihr Grund und ihr Recht. Wir werden ihn freilich geschichtlich nehmen müssen: temporum ratione habita; aber er wird innerhalb seiner Sphäre entweder dem prüfenden Blicke standhalten oder sinken.

Nun kann und muß man zum Ersten sagen: es gab für Luther nur Eine Wahrheit. In diesen göttlichen Dingen. Soweit Gott in Betracht kam und sein Evangelium. Wo darüber zwiespältige und ungewisse Meinung auftrat, konnte die Wahrheit nicht sein. Daher sein immerwährender Hinweis darauf, daß ja die Gegner, eins in ihrem Widerspruch gegen sein „Das ist mein Leib", in ihrer Position uneins seien: Zwingli, Oekolampad, Karlstadt, Schwenkfeld. Es kann nicht anders sein, als daß —

Gott haben will, daß sie uneins und unter einander widerwärtig und ungleich sollen sein, auf daß der Heilige Geist unverdächtig bleibe und öffentlich entschuldigt sei vor aller Welt, als der nichts mit ihnen zu schaffen habe, weil er ein Geist der Einigkeit ist. (B 452, 3 ff.)

Sie sind „uneins und ungewiß in allen ihren Rotten" (B 378, 34); wie oben auf Gottes Vorsehung und Gericht, so wird von Luther das sonst auf den Teufel zurückgeführt. Daß diese Sekte so viel uneinige Häupter hat, ist ein „Zeichen, daß der Satan hie Meister und Geist ist" (B 359, 39 ff. Vgl. 354, 14 ff. 355, 17 ff. 494, 30 ff. Br 345. 369).

Sie sollen doch „öffentliche und gewisse Wahrheit stellen!" (B 358, 31. 359, 15 ff.) Dies ist die immer wiederkehrende Forderung. Aber ihre Bücher bezeugen —

wie sie ein unruhiges, unsicheres, ungewisses Herz in dieser Sache haben, das da nicht aufhören noch ablassen kann immer mehr und mehr zu grübeln und zu suchen, weil es wohl fühlt, daß alles, was es findet, nicht festhalten noch bestehen will. Und doch, weil sie gesehen, daß ich voller freudiger Worte bin, wollen sie mit hohen trotzigen Worten uns bereden, wie sie auch der Sache aus der Masse gewiß seien. Aber Worte tun's nicht, es muß die Wahrheit und sicheres Gewissen tun: ein sicheres Gewissen bettelt nicht also. (Br 433 f. 437. 449.)

Was ist das nun für ein Geist, der diesen Teil [unsre Sache] will ungewiß und irre machen und kann doch seinen Teil [seine Sache] nicht gewiß und fest machen, ja er will's nicht tun? ... Es ist freilich kein andrer Geist denn der Teufel, der Lust hat die Herzen zu rütteln allenthalben und läßt sie auf keinem Teil gewiß und sicher sein, sondern pampeln und schweben, darnach sein Wind webt, wie ein Espenlaub. Aber der Heilige Geist ist ein solcher Lehrer, der gewiß ist, gewiß macht und nicht so weben und schweben läßt. Denn in Christo ist nicht Ja und Nein, sondern Ja und Amen. Und S. Paulus lehrt und rühmt in Christo plerophoriam, den völligen, gewissen sichern Verstand, darauf man sterben und alles wagen kann. (Br 456.)

Also Gewißheit. Aus der Einen Wahrheit. Und woher diese? Aus der Heiligen Schrift, wie wir sogleich sehen werden. Ja war das nicht auch die Meinung der Gegner? Wohl, aber sie hatten offenbar eine Wahrheit, mit der sich eine weitgehende Meinungsverschiedenheit vertrug. Das ertrug nun eben Luther nicht, wo es sich um Gott und sein Wort handelte.

Also war ihm die Bibel ein eindeutiges, klares Gotteswort? So einfach liegt doch die Sache auch bei ihm nicht. Sehen wir weiter zu.

3

Quelle der Einen Wahrheit waren für Luther einzig helle, klare, dürre Sprüche der Heiligen Schrift. Keine Inspirationslehre beherrscht ihn. Zwar „ein Buchstabe drinnen [in den Worten ‚Das ist mein Leib'] ist uns gewisser und besser denn aller Schwärmer Bücher" (Br 393, 28); aber es ist da keine Buchstabenknechtschaft. Denn es gibt auch unklare Stellen in der Bibel, da muß eine durch die andre erklärt werden (B 365, 27. 366, 1), dunkle Wankelsprüche (Br 442). Ja es gibt Sprüche, die irren (man lese die Vorreden zum Jakobus- und zum Hebräerbrief). Aber etliche Sprüche sind so hell und klar, daß jeder Unverstand ihres Sinnes Sünde wird. Und das trifft nun eben auf den Abendmahlstext zu:

Wir wissen, daß diese Worte klar und helle sind ... es höre sie gleich ein Christ oder Heide. (Br 438, 36.)

Unser Text ‚Das ist mein Leib etc.' ist nicht von Menschen, sondern von Gott selbst aus seinem eignen Munde mit solchen Buchstaben und Worten gesprochen und gesetzt. (B 463, 23 ff.) Es sind Christus' Worte. (B 365, 23.)

Lukas und Paulus haben sie nur besser behalten als Matthäus und Markus. Diese lassen Jesus griechisch reden, jene haben die hebräische Art seiner Rede uns aufbewahrt: „auf daß man die Worte Christi desto eigentlicher hütte und den künftigen Rotten steuern möchte" (B 477, 33 ff.). Ausführlich werden die vier Abendmahlstexte mit einander verglichen, ihre Unterschiede erwogen, das Beste und Sicherste herausgeholt. Es kommt auch gar nicht darauf an, ob „etliche Texte" das Wörtlein „ist" außen lassen, gleichwie es Lukas bei dem Becher auch außen läßt: Wenn ich sage: „Das mein Leib!" so ist das nur deutlicher und gewisser von der Gegenwärtigkeit des Leibes geredet. (B 486, 6 ff.) Eine Fülle exegetischer, fremd- und deutschsprachlicher Gelehrsamkeit wird der Fülle der gegnerischen Argumente auch von Luther entgegengehalten. Aber die Hauptsache bleibt die Gewalt des Wortes. Damit schafft es Gott:

Das ist seine Gewalt. Und seine Gewalt ist nicht ein Beil, Axt, Säge oder Feile, dadurch er wirke [bei der Schöpfung der Welt], sondern er selbst. (Br 390.) Tue das Wort weg „Gott schuf Himmel und Erde", so will ich gern sehen, wer einen Gott habe, oder wozu Gott nütze sei. Tue das Wort weg „Christus der Sohn ist unser Heiland", so will ich sehen, wer Christum habe, oder wem er nütze sei. (Br 418.)

Das Ohr erlebt viel mehr als das Auge, ist ein ganz andres Organ für das Vernehmen der ewigen Wahrheit. Daß die Hirten, daß Simeon das Kindlein leiblich sahen, hätte ihnen nichts geholfen, wo nicht auch ein geistliches Sehen dabei gewesen wäre; dieses gab ihnen das Wort des Engels, die „Antwort" des Heiligen Geistes Luk. 2, 26. (B 420.)

Also tut Gott mit uns, daß er uns beiderlei vorlegt, sein Werk und sein Wort. ... Wo das Werk ohne Wort vorgelegt würde, wäre es niemand kein nütze. (B 422.)

Und so hört nun eben Luther aus den Worten „Das ist mein Leib" Gottes, Christi Stimme, und da sie für ihn ganz eindeutig sind, ist die Sache erledigt. Die Gegner mögen noch so viel Beweise dafür häufen, daß „ist" in der Bibelsprache auch könne soviel sein wie „bedeutet": „können" ist nicht „müssen". Darum allein geht es. Muß das „ist" soviel sein wie „bedeutet", muß „mein Leib" verstanden werden als „meines Leibes Gleichnis", dann, nur dann haben sie gewonnen.

Man fragt euch, ob's so sein müsse ... so antwortet ihr, es möchte also sein. (Br 418.)

Es ist nicht große Kunst, daß man sage, dies oder das möge also zu verstehen sein; sondern das ist die Kunst, ... daß wir beweisen, es müsse also und könne nicht anders zu verstehen sein. Possibile tuts nicht, Necessarium tuts, wie die Logici sagen. (Br 436 u. ö.)

In diesem Sinne schiebt Luther den Gegnern immer wieder die Aufgabe zu, daß sie beweisen sollen, „daß eitel Brot sei", Christi Leib im Brot nicht sein könne, und ist überzeugt, seinerseits an dem klaren Einsetzungswort den Beweis zu besitzen, an seiner Hand ihn immer neu geführt zu haben, daß sie irren. Ja, wie sollte irgendwelche Wissenschaft, und wenn noch so gelehrt und scharfsinnig, gegen dieses sein Bollwerk aufkommen?

4

Nun hat ja Luther Gottes Stimme nicht gehört, auch nicht eines Engels Stimme, auch nicht Christi Stimme am Gründonnerstag. So wird es irgendwie die Sache ihm angetan haben, die er aus den Einsetzungsworten klar und hell heraushörte. Dann kann diese Sache nichts Andres gewesen sein als das Evangelium selber, wie es ihm freilich in der gesamten Heiligen Schrift verankert, aber doch eben die große Heilserfahrung seines Lebens geworden war. Und dies Evangelium trug doch noch den Panzer des kirchlichen Dogmas. Es war ihm ja gar nie in Sinn gekommen und war auch nicht das Resultat seines öffentlichen Werks, das Dogma zu revidieren. Trinität und Zweinaturenlehre standen so fest wie je. Und im Streit um die Realpräsenz geht es nun offensichtlich um die Zweinaturenlehre. Auf beiden Seiten. Die Schweizer haben die zwar auch. Aber sie haben sie anders als Luther. Der alte theologische (und im Grunde auch religiöse) Gegensatz zwischen Antiochenern und Alexandrinern taucht wieder empor. Man darf vielleicht sagen: jene sind weiser, diese tiefer. Jene schauen auf die ungeheure Distanz zwischen Gott und Mensch und wahren auch in der Christologie die Transzendenz Gottes. Diese erleben in der Menschwerdung Gottes die unbegreifliche Einung von Gott und Mensch, und so wird ihnen die Transzendenz Gottes zur Immanenz. Finitum capax infiniti — das Endliche fähig das Unendliche in sich aufzunehmen! ist ihnen der Kern des Wunders, des Evangeliums, der christlichen Religion: Gott ist im Fleische.

Ist er im Fleische, warum nicht im Brot? Wenn aber nicht im Brot, wird dann nicht seine Menschwerdung ungewiß? — Hier haben wir das Rückgrat Luthers bei seinem hartnäckigen Widerstand gegen jede abweichende Auslegung des Abendmahls. Auf das Präjudiz der Menschwerdung Christi zieht er sich immer wieder zurück. Und darüber kann nun kein Zweifel sein, daß diese Menschwerdung innerhalb seines Glaubens und seiner Theologie weit völliger vollzogen wurde, als von Zwingli und Genossen, soweit dort der Grundsatz wirkte: Finitum non capax infiniti. Sie sind moderner, er war frömmer. Der beste Kommentar zu seinem Abendmahlsglauben sind seine Weihnachtslieder.

Ein Zitat muß genügen:

Es ist ja unser Glaube, wie die Schrift uns lehrt, daß unser Herr Jesus Christus wesentlicher, natürlicher, rechter Gott sei ... also daß außer Christo kein Gott noch Gottheit ist ... Wohlan, da geht Christus auf Erden ... wie kann's zugleich wahr sein, daß Gott ganz in Christo persönlich, gegenwärtig, wesentlich sei auf Erden im Mutterleib, ja in der Krippe, im Tempel, in der Wüste, in Städten, in Häusern, im Garten, auf dem Felde, am Kreuz, im Grab usw., und doch auch gleichwohl im Himmel in des Vaters Schooß? (Br 390 f. Vgl. 394. 399. 405. 407. 411. 433. 461. 465. B 390, 31 ff. 393, 5. 397, 26 ff.)

Wenn es wahr ist — wie auch die Gegner nicht leugnen — warum nicht auch in Brot und Wein, wenn Gottes Wort das fordert? — Ist jenes nicht absurd, weshalb dieses? Ob's aber nötig und heilsam sei, wer anders kann das entscheiden, als Gott? Und darauf, daß wir begreifen, wie es zugehn mag, kommt rein gar nichts an, im Gegenteil! Gott ist allmächtig und die Welt seiner Wunder voll.

5

Das hindert nicht, daß Luther dem Verlangen nach einem näheren Verständnis des Geheimnisses zu Hilfe kommt. Bald mit volkstümlichen Erinnerungen, bald mit gelehrten Vorhaltungen. Altes und Neues bringt er da aus seinem Schatze hervor.

Zum Beispiel. Wenn Christi verklärter Leib im Himmel ist, kann dennoch die ganze Schöpfungswelt um ihn her sein wie durchsichtige Luft. Dafür gibt es Analogien:

Nu hab ich wohl Christallen oder Edelgestein gesehen, da inwendig etwa ein Fünklin oder Flamme als im Opal ist, oder ein Wölklin oder sonst ein Bläslin ist, und dasselbige Bläslin oder Wölklin scheinet, als sei es an allen Enden des Steines. Denn wo man den Stein hinkehret oder wendet, so siehet man das Bläslin, als sei es vorn an im Stein, so es doch mitten innen ist. Ich rede jetzt nicht aus der Schrift, es gilt Denkens. ...

Weiter. Es steht da ein Prediger und predigt. Seine Stimme ist eine einige Stimme, die aus seinem Munde gehet und in seinem Munde gemacht wird und ist. Dennoch kommt dieselbige einige Stimm, so an einem Ort ist, nämlich in seinem Munde, in 4000 oder 10 000 Ohren in einem Augenblick. ... Lieber, kann Gott solches tun mit einer leiblichen Stimm, warum sollt er's nicht viel mehr tun können mit dem Leibe Christi? ...

Noch Eines. Wenn ein Spiegel in tausend Stücke zerbrechen würde, dennoch bliebe in einem jeglichen Stücke dasselbige ganze Bild, das zuvor im ganzen Spiegel alleine erschien. Hie ist ein einiges Antlitz, das davor stehet und drein siehet, und ist doch in allen Stücken gleich dasselbige Antlitz ganz und völlig in Einem Augenblicke. Wie, wenn Christus auch also wäre im Brot und Wein und allenthalben? (B 401 ff.)

Siehe, die Sonne scheinet in einen großen See oder Teich. ... Weil es nur Eine Sonne ist: wie gehet es denn zu, daß, wenn Hundert und aber Hundert um den See stünden, so hätte ein Jeglicher der Sonnen Bild von sich an seinem Ort und Keiner an des Andern Ort. Und wenn er um den See ginge. ... (B 442.)

6

Es sind schon Leute irre an Luther geworden wegen der groben und grimmigen Scheltworte, von denen seine Schriften voll sind. Auch deshalb, weil er hinter seinen Gegnern immer wieder den Teufel sieht. Was dies betrifft, so kann man zweifeln, ob er sie damit mehr belastet oder entlastet. Aber all dieses ungeheure Arsenal von Zorn- und Schimpfworten gehörte zum damaligen Waffenhandwerk, und war nur einer Meister über den andern *). Bezeichnend genug, wie nach so viel unüberbietbarer Kränkung die Männer in Marburg ganz manierlich miteinander auskommen, die „Fleischfresser" und „Blutsäufer", die Anbeter des „gebackenen Gottes" mit den verlorenen Satanskindern.

Aufmerken müssen wir nur noch darauf, wenn die Schweizer Luther einen Papisten schelten. Das nämlich nimmt Luther in der Hitze des Streites an:

Ehe ich mit den Schwärmern wollt eitel Wein haben, so wollt ich eher mit dem Papst eitel Blut halten. (B 474, 1. Vgl. 473, 37 ff. 403, 19.)

Ob Transsubstantiation oder Konsubstantiation, spielte in der Tat für Luther keine so große Rolle. Es stand mehr so, daß die Konsubstantiation für ihn den wissenschaftlichen Vorzug besaß. Er hatte ja nicht einmal etwas gegen die Anbetung des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl (s. Nr. 11 Sp. 533 ff). Aber freilich war er dem Meßopfer so feind, wie nur Zwingli oder einer seiner Genossen sein konnte. Das war ihm menschlicher Unfug mit der heiligen Gabe getrieben. Darin, das mußten sie alle wissen, war er kein Papist. Aber die Realpräsenz ist sein katholisches (nicht römisch-katholisches) Erbe.

Ein stärkeres Beweiswort für die Gewißheit, mit der er zu seinem Abendmahlsglauben stand, kann es aber nicht wohl geben, als daß er um seinetwillen sich wohl auch einen Papisten nennen lassen will.

Übersehen wir das alles — und haben doch nur die eine Seite aufgerollt — wie sollen sie in Marburg sich verstehn und vertragen können? **)

Beide Teile kennen nur Eine Wahrheit. Beide Teile besitzen in ihrem Evangeliumsverständnis ein und dieselbe Wahrheit. Beide Teile kennen um diesen Kern her eine Fülle von Lehren und Erkenntnissen, die sie freigeben, in denen Mannigfaltigkeit und Widerspruch bestehen kann, ohne daß Gemeinschaft des Geistes dadurch unmöglich wird. Aber der Radius des Einen, gemeinsam Notwendigen ist für sie verschieden. Er reicht bei Luther weiter als bei den Schweizern. Darin sind die Schweizer freier.

Marburg Martin Rade

*) Das Schänden ist hier schwerer zu ertragen als in den Schriften gegen das Papsttum. Weshalb? Weil es dort einem Feinde galt, dem „groß Macht und List", Bann und Acht zu Gebote stand, hier handelt es sich um schlichte südländische Pfarrer.

**) Der Versuch eines Protokolls des Marburger Streitgesprächs findet sich in Nr. 14 der CW 1927.

Der Kampf zwischen Zwinglianismus und Bucertum in der anglikanischen Kirche des 16. Jahrhunderts

Wenn wir uns gegenwärtig halten, wie viel freier die katholische Kirche vor dem Tridentinum in ihrer Lehre und in ihrer Stellungnahme gegenüber den päpstlichen Ansprüchen war als späterhin, so dürfen wir sagen, daß die anglikanische Kirche bis zum Tode Heinrichs des Achten in ihrer offiziellen Haltung und in dem Bewußtsein der großen Mehrzahl ihrer Glieder ihren katholischen Charakter nicht aufgegeben hat. Ob der König selbst, wie man vielfach behauptet, bis zuletzt ein persönlich überzeugter Katholik geblieben ist, mag dahingestellt sein. Mit größerem Recht darf man wohl sagen, daß seine Kirchenpolitik in jedem Stadium nur das Ergebnis der wechselnden politischen Konstellationen ist unter Ausschaltung aller Gefühlsmomente. Das gilt sowohl von der ersten Annäherung an die Lutheraner im Jahre 1536, als auch von der durch die Empörung des katholischen Nordens („Pilgerzug der Gnade") veranlaßten Reaktion, welche in den stark katholisierenden sechs Artikeln des Jahres 1539 ihren Höhepunkt erreichte. Auch die zunehmende Begünstigung der evangelischen Richtung in den letzten Regierungsjahren Heinrichs ist nicht anders zu beurteilen. Die offizielle Lehre der anglikanischen Kirche blieb so sehr katholisch, daß selbst die ersten kirchlichen Verordnungen unter Eduard dem Sechsten, die bewußt der evangelischen Richtung entgegen kamen, nicht das Maß der Zugeständnisse erreichten, zu denen die katholische Partei auf dem Religionsgespräch zu Regensburg (1541) bereit gewesen war.

Die starke evangelische Strömung, welche lange vor Heinrichs Bruch mit Rom einsetzte und in der Universität Cambridge ihren Rückhalt fand, war dem König verhaßt, weil sie nicht nur entschieden die lutherische Rechtfertigungslehre vertrat, sondern auch das Vorgehen des Königs in seiner Ehescheidungssache offen mißbilligte. Sie schloß sich eng an die von John Colet begonnene Reformbewegung des englischen Humanismus an. Ihre eigentlichen Führer: William Tyndal, John Fryth, Barnes, H. Latimer und Thomas Bilney sind von Colet und Erasmus ausgegangen. Es ist nicht ganz leicht, den Charakter dieser Bewegung zu bestimmen. Die herrschende Meinung geht dahin, daß ursprünglich das Luthertum den Haupteinfluß hatte und die ausgesprochenen Zwinglianer, wie John Fryth u. a., eine kleine Minderheit bildeten. Aber diese Auffassung ist irrig. Wir wissen nur von einem einzigen englischen Lutheraner in jener Zeit. Es war ein gewisser Atkinson, der gerade in dem Augenblick, als Cranmer mit den Theologen des Schmalkalder Bundes zu einer Verständigung über eine gemeinsame Lehrformel gekommen war (1538), die dann freilich nicht die Zustimmung des Königs fand, wegen seiner lutherischen Abendmahlslehre öffentlich Kirchenbuße ablegen mußte. Nicht einmal der Fürbitte der deutschen Gesandten gelang es, auch nur die leiseste Milderung des Verfahrens zu erreichen.

Wir sind nun in der Lage, auf Grund von authentischen Dokumenten uns ein klares Bild von dem konfessionellen Charakter der evangelischen Bewegung in England zu machen*). Von Cranmer, welcher der Bewegung von Anfang an fernsteht, sowie von H. Latimer und Barnes, die sich später an Cranmer anschlossen, sehen wir dabei vorläufig ab. Die geistigen Führer der Bewegung, welche auch die Versorgung Englands mit evangelischen Propagandaschriften im größten Maßstab organisierten, unterscheiden ihre Lehre ausdrücklich sowohl vom Luthertum als von dem Katholizismus. Sie sind ausgesprochene Zwinglianer, behandeln aber die Abweichungen vom Luthertum — ebenso wie später der berühmte Apologet Jewel 1562 — als nebensächlich. Einen ganz überraschenden Einblick gewähren die zahlreichen Verzeichnisse der Schriften, die damals in evangelischen Kreisen in Umlauf waren und nach denen die Behörden fahnden sollten. Am ausführlichsten ist die Liste des Jahres 1531 (aus den Papieren des Bischofs Bonner).

Den Anfang macht eine Hauptschrift Wycliffe's: Vier Bücher der Dialoge. In anderen Listen treten noch zahlreiche Schriften seines Schülers Joh. Huß hinzu. Aus vorreformatorischer Zeit sind außerdem noch Wessel Gansfort, Johannes Wessel und Johannes Goch von Mecheln vertreten.

Aus der reformatorischen Zeit sind zahlreiche Kommentare zum Alten und Neuen Testament zu nennen, darunter allein neun Schriften Lamberts von Avignon*). Daneben stehen die Hauptschriften Zwinglis, Oecolampads und Bucers zur Abendmahlsfrage. Von Luther werden 23 Schriften aufgezählt, es sind aber nur die reformatorischen Hauptschriften der Frühzeit, einige Erbauungsschriften und Predigten, sowie die Kommentare zum Galaterbrief und dem Propheten Jonas. Es fehlen bei Luther, Melanchthon und den übrigen Lutheranern, deren Schriften aufgeführt werden, sämtliche Schriften zum Abendmahlsstreit. Das kann kein Zufall sein, zumal die Gegenseite bei der Auswahl so ausführlich zu Worte kommt. Auch die übrigen Listen bestätigen, daß die Lehrschriften Luthers aus der Zeit des Abendmahlsstreites systematisch von der Einfuhr nach England ausgeschaltet worden sind. Es kann somit an dem einheitlichen zwinglianischen Charakter der englischen evangelischen Strömung nicht gezweifelt werden**).

Mit dieser zwinglianischen Bewegung hat Cranmer nie etwas zu tun gehabt. H. Latimer und Barnes haben sich früh von ihr getrennt. Auch sie standen zwar auf dem Boden der lutherischen Rechtfertigungslehre, suchten aber durch Zusammengehen mit den konservativen Gruppen der humanistischen Reformbewegung unter weitgehenden Zugeständnissen die nationale Einheit der Kirche um jeden Preis zu erhalten. Mit wohlberechneter Absicht wurden Cranmer und Barnes von Heinrich in den Vordergrund geschoben, wenn es galt, Bluturteile über zwinglianische Ketzer zu fällen. Für Cranmer war der äußere Rahmen der kirchlichen Gemeinschaft wichtiger als die Rücksicht auf die reine Lehre. Er wollte keinen Bruch mit dem historisch Gewordenen, wenn dadurch die Einheit von Kirche und Nation in Frage gestellt wurde. Wie Colet und Erasmus erhoffte er allmähliche Abschaffung der Mißbräuche durch innerkirchliche Reform. Als Schwiegersohn des Andreas Osiander hatte er Sympathien für das Luthertum, und er hat oft dem König gegenüber mit großem Freimut die lutherische Rechtfertigungslehre vertreten. Aber er akzeptierte niemals die lutherische Abendmahlslehre. Wenn er die katholische Transsubstantiationslehre verwarf und nur an der Realpräsenz festhielt, so tat er dies nicht im lutherischen Sinne, sondern im Sinne der mittelalterlichen Impanationslehre (Christus gegenwärtig in dem Brote, nicht „in, mit und unter", wie die lutherische Formel lautet). Er war zu einem Kompromiß mit dem kontinentalen Luthertum bereit, um damit dem König in seiner Ehescheidungssache zu helfen und durch ein Bündnis mit dem Luthertum die anglikanische Kirche aus ihrer Isolierung zu retten. Aber niemals hätte er es mit seinem Gewissen und seiner kirchlichen Einstellung vereinbaren können, seinem König in kirchlichen Angelegenheiten den Gehorsam aufzukündigen.

*) Man beachte den starken Kontrast zu meinen früheren Ausführungen CW 1928, 9, 423 ff.

*) Die Verfasser der übrigen sind Oecolampad, Zwingli, Bucer, Melanchthon, Bugenhagen, Conrad, Pellicanus, Urbanus Rhegius, Bartholomeus Westheimer, Andreas Knopken, Joh. Agricola und Joh. Brentius.

**) Calvins Schriften treten zum ersten Mal in der Liste des Jahres 1542 auf.

Das Jahr 1546 brachte eine entscheidende Wendung in Cranmers Abendmahlslehre. Unter dem Einfluß Ridley's und seiner Ratramnusstudien gab er die Realpräsenzlehre auf und vertrat von nun an eine mit der oberländischen (Bucerschen) fast identische Abendmahlsauffassung. Das Common Prayer Book von 1549 bringt diesen Cranmer-Bucerischen Standpunkt klar zum Ausdruck. Es nimmt nicht, wie anglokatholische und reformierte Theologen törichterweise noch heute behaupten, eine Mittelstellung ein zwischen Protestantismus und Katholizismus, sondern zwischen Zwinglianismus und Luthertum. Das entspricht ja auch durchaus dem starken Einfluß, den auf seine Entstehung die von Melanchthon und Bucer verfaßte Kirchenordnung Hermann von Wied's nachweislich gehabt hat. Der katholischen Opposition unter Führung Gardiners war das Buch natürlich ein Greuel. Um seinem Einfluß die Spitze abzubrechen, versuchte Gardiner den Nachweis, daß viele Stellen des Buches die katholische Lehre voraussetzten. Als Beweis kann er aber lediglich solche Stellen anführen, die aus der lutherischen Tradition übernommen sind, wie z. B. die Spendeformel des Abendmahls.

Das war Wasser auf die Mühle der puritanischen Zwinglianer, denen selbst Bucer noch als eingefleischter Lutheraner galt. Ganz neuerdings hatte ein Teil der englischen Zwinglianer unter Führung Hoopers mit den Traditionen Tyndals und Fryths gebrochen und eine völlig intransigente Haltung eingenommen. Die Lutheraner werden von ihnen wegen ihrer Abendmahlslehre als „Fleischfresser" bezeichnet. Die lutherische Lehre ist ihnen noch anstößiger als die katholische Transsubstantiation. Die konservative lutherische und Cranmersche Haltung in Fragen der Zeremonien und Meßgewänder gilt als unerträgliche Vergewaltigung des evangelischen Gewissens. Der Ruf nach einer Revision des Common Prayer Book von 1549 wurde um so lauter, als Hoover und seine Partei mit Northumberland ein kirchenpolitisches Bündnis auf der Basis abgeschlossen hatte: Überlassung der reichen Bischofspfründen an die Krone und den Adel, als Gegenleistung ein Freibrief für Hooper, das englische Kirchenwesen nach radikal-zwinglianischen Grundsätzen umzugestalten. Nur der Tod Eduards verhinderte den Sturz Cranmers und Hoopers kirchliche Diktatur. Unter solchen Umständen mußte Cranmer froh sein, daß das Gutachten Bucers, der damals noch seine Straßburger Richtung vertrat und erst kurz vor seinem Tode dem Zwinglianismus durch Johannes a Lasco zurückgewonnen wurde, für die endgültige Fassung des revidierten Common Prayer Book von 1552 entscheidend geworden ist. Bei aller Nachgiebigkeit gegen die Zwinglianer — man beschränkte den Gebrauch der Meßgewänder, ersetzte die lutherische Spendeformel durch eine den reformierten Wünschen mehr entgegenkommende und beseitigte die Reservation der Abendmahlselemente für die Krankenkommunion an Abendmahlssonntagen — wird auch in dem neuen Prayer Book der ursprüngliche Vermittelungscharakter festgehalten, ebenso in den neu hinzukommenden 42 Artikeln, welche die Grundlage der 39 Artikel des Jahres 1563 bilden. Das Knieen beim Empfang des heiligen Abendmahles wurde trotz schärfster Opposition auch weiterhin vorgeschrieben, jedoch mit folgendem Zusatz (die sogenannte Black Rubric):

... Wenn in dem Book of common prayer bei der Verwaltung des heiligen Abendmahles angeordnet ist, daß die Kommunikanten die heilige Kommunion knieend empfangen sollen (um die demütige und dankbare Anerkennung der Wohltaten Christi anzudeuten, die dem würdigen Empfänger gegeben werden, und um Entheiligung und Unordnung zu vermeiden, die sonst bei der heiligen Kommunion vorkommen könnten), so erklären wir, um Mißverständnisse auszuschließen, daß darunter nicht verstanden ist, damit sollen die sakramentalen Elemente, Brot und Wein, die leiblich empfangen werden, angebetet werden oder irgendwie reale und wesentliche Gegenwart von Christi natürlichem Fleisch und Blut. Denn was das sakramentale Brot und den Wein angeht, so bleiben sie auch weiter in ihrer wahren natürlichen Substanz bestehen, und dürfen deshalb nicht angebetet werden, denn das wäre eine für alle gläubigen Christen abscheuliche Abgötterei. Und was den natürlichen Leib und das Blut unseres Heilandes Christus angeht, so sind sie im Himmel und nicht hier. Denn es ist wider die Natur von Christi wahrem natürlichen Leib, an mehr als einem Platze gleichzeitig zu sein.

Zu beachten ist übrigens, daß Cranmers Nachgiebigkeit in untergeordneten Punkten auch hier wieder im Zusammenhang stand mit seiner kirchlichen Unionspolitik. Er wollte ein englisches Gegenstück schaffen zum Züricher Vergleich zwischen den Genfern und Zürichern, fand aber damit dann doch weder bei Bullinger noch Calvin Zustimmung. Auch dies ist ein Beweis dafür, daß der ursprüngliche Charakter des Common Prayer Book durch die Revision in der Hauptsache unverändert geblieben ist.

Bei der Restauration der anglikanischen Kirche unter Elisabeth kehrte man im wesentlichen zum Common Prayer Book von 1549 zurück. Der Gebrauch der Meßgewänder wurde in dem früheren Umfang vorgeschrieben. Die Vorschrift des Knieens beim Abendmahl wurde weggelassen, ebenso die Black Rubric; doch blieb das Knieen allgemein im Gebrauch. Bei der Spendeformel des Abendmahls wurde die lutherische Fassung von 1549 mit der reformierten von 1552 kombiniert („Der Leib unseres Herrn Jesu Christi, der für dich gegeben ward, erhalte dir Leib und Seele zum ewigen Leben; und nimm und iß dies zur Erinnerung, daß Christus für dich starb, und genieße es in deinem Herzen im Glauben mit Danksagung" *).

Der radikale Zwinglianismus Hoopers und seiner Freunde hatte endgültig das Spiel verloren. Sein Erastianismus, d. h. seine grundsätzliche Nachgiebigkeit gegen Eingriffe des Staates in kirchliche Angelegenheiten konnte der Kirchenpolitik Elisabeths gegenüber nichts ausrichten. An seiner Stelle nahmen fortan Calvinismus und Kongregationalismus den Kampf auf, der schließlich zu der großen Katastrophe der englischen Revolution führte. Nach der Restauration unter Karl dem Zweiten folgte die Herrschaft der Aufklärung, die später durch den Evangelikalismus abgelöst wurde. Durch eine seltsame Verkettung der Dinge hat sich dann seit dem Aufkommen der Oxford-Bewegung allmählich eine neue Situation ergeben, die frappant an die Tage Eduards des Sechsten erinnert. Die heutige anglokatholische Richtung kämpft mit denselben Argumenten wie damals die katholische Partei unter Führung Gardiners, um den protestantischen Charakter des Common Prayer Book und damit der anglikanischen Kirche überhaupt zu unterminieren. Über das Buch von 1549 hinaus fordert sie die Reservation der Abendmahlselemente und ihre Austeilung an Kranke ohne neue Konsekration nicht nur an den Abendmahlsonntagen, sondern auch an Wochentagen, und sie möchte am liebsten zu den ganz katholischen sechs Artikeln Heinrichs des Achten zurückkehren. Genau wie Gardiner vertritt sie bei der Auslegung des Common Prayer Book den haarsträubenden exegetischen Grundsatz, daß man das Recht habe, jeden Ausdruck und jede Zeremonie, wo der Wortlaut es irgend zulasse, in katholischem Sinne zu verstehen, auch wenn durch den Zusammenhang zweifellos ein evangelisches Verständnis der Worte beabsichtigt war. Aber auch die erastianische Advokatenpartei von heute, die der geschlossenen anglokatholischen Auffassung nichts Ebenbürtiges entgegenstellen kann und notdürftig ihre geistige Blöße durch Anleihen bei dem Rationalismus und Evangelikalismus einer älteren Zeit zu decken

*) Bei der neuen Revision 1662, die bis heute gültig ist, wird das Knieen wieder ausdrücklich angeordnet. Bei der Schwarzen Rubrik sind die Worte real and essential presence durch corporal presence ersetzt. Daraus wollen die heutigen Anglokatholiken schließen, daß die Realpräsenz damit nicht ausgeschlossen, sondern sogar behauptet werde. In Wirklichkeit bedeutet die Änderung eine Rückkehr zur Cranmer-Bucerischen Auffassung, welche die Realpräsenz sowohl im lutherischen als im katholischen Sinne ausschließt.

sucht, ist in ihrer Taktik und Beweisführung durchaus abhängig von dem extremen Zwinglianismus des 16. Jahrhunderts. Sie stimmt mit den Anglokatholiken überein in der irrigen Auffassung, daß das Common Prayer Book von 1549 katholisch sei, und ihr bedeutendster Führer Joynson Hicks macht so wenig einen Unterschied zwischen katholischer und lutherischer Abendmahlslehre, daß er ausdrücklich erklärt, wenn man die Realpräsenz Christi im Abendmahl annehme, sei es selbstverständlich, daß man den Elementen in katholischer Weise Anbetung zollen und alle superstiziösen Zeremonien der Katholiken und intransigenten Anglokatholiken billigen müsse.

Wenn es bloß auf die Theologen und Advokaten ankäme, die nichts Besseres wissen, als unhaltbare Argumente aus der Polemik des 16. Jahrhunderts wieder aufzuwärmen, könnte man an der Zukunft der anglikanischen Kirche verzweifeln. Wird aber nicht endlich einmal der Tag kommen, wo die schlichten Laien, die sich seit Jahrhunderten einfältig an der religiösen Kraft des Andachtsbuches der anglikanischen Kirche erbaut haben, sich zum Worte melden werden? Es gibt doch weite Kreise, die einerseits ihr starkes protestantisches Empfinden nicht von den Anglokatholiken vergewaltigen lassen wollen, andererseits aber auch das vermessene Unterfangen erastianischer Kirchenpolitiker ablehnen, die lebendige Weiterentwicklung der anglikanischen Kirche aufhalten zu wollen durch formalistisches Versteifen auf einen Puritanismus, dessen Salz mindestens seit dem Jahre 1660 dumm geworden ist. Man kann die innere Not solcher Laien nicht treffender ausdrücken als durch die schmerzliche Klage einer frommen und hochgebildeten Vertreterin des Anglikanismus: „Bei allem Großen, was uns die Reformation gebracht hat, müssen wir es doch beklagen, daß sie uns die sakramentale Union mit dem Göttlichen genommen hat." Diese Kritik trifft nicht das Luthertum, sie trifft auch nur bedingt das Common Prayer Book von 1549. Sie vermißt in der anglikanischen Kirche das, was wir Lutheraner etwa in dem Abendmahlslied „Schmücke dich, o liebe Seele" zum Ausdruck bringen. Wird diese schlichte Laienfrömmigkeit sich gegenüber den Theologen und Advokaten durchsetzen können? Wir wollen es hoffen, denn es gibt keinen anderen Weg zum Frieden für die anglikanische Kirche.

Marburg Theodor Sippell

Die zarathustrische Religion

Vortrag, gehalten auf dem 17. Internationalen Orientalistenkongreß in Oxford

4. Der Mensch; Freiheit

Der Mensch steht inmitten dieser Welt und ist ein Bestandteil derselben. Aber während Wolf und Schlange usw. an sich immer böse, Rind und Feuer usw. immer gut sind, steht an der Spitze der körperlichen Welt der Mensch entweder auf der guten Seite oder auf der bösen. Der Mensch ist frei.

Die Organisation des Menschen ist folgende. Er hat einen Leib, welcher im Tode verfällt. Zweitens hat er ein Leben, das mit dem Tode aufhört. Drittens hat er eine Gestalt; diese überdauert den Tod. Viertens hat er Verstand und Wahrnehmungskräfte; und fünftens eine Seele. Die Seele geht ins Jenseits und ist begleitet von Verstand und Wahrnehmungskräften und von der Gestalt. Diese ist etwas Immaterielles. Man muß nur an Geistererscheinungen denken, um sofort zu verstehen, in wiefern die Gestalt den Tod überdauert und der Seele anhaftet. In unserem Sinne materiell ist nur der Leib. Das Leben können wir modern als die Summe der physiologischen Funktionen betrachten. Die soeben im modernen Sinn gemachte Unterscheidung von materiell und immateriell hat aber nichts zu tun mit der zoroastrischen von Geist und Körper; vielmehr gehören alle fünf bisher genannten Bestandteile des Menschen dem Erdendasein an; sie sind dem lebendigen Erdenmenschen immanent.

Aber der Mensch hat auch eine transzendentale Wesenheit, die allein dem geistigen Dasein angehört, das ist die Daëna, die geistige Individualität oder das geistige Urwesen des Menschen. Diese ist schon im ersten Dasein, bei Schöpfung der geistigen Existenz, erschaffen worden. Und zwar bestand im ersten Dasein für jeden künftigen Erdenmenschen schon eine geistige Individualität. Als rein spirituelle Wesen können diese geistigen Urwesen der Menschen nicht nach außen tätig sein und nicht von außen beeinflußt werden. Sie sind insofern frei. Und ihre einzige Betätigung ist eine rein geistige, nämlich die Wahl zwischen Gut und Böse. Schon in jenem ersten Dasein haben sämtliche geistige Urwesen aller künftigen Erdenmenschen die Wahl vollzogen, ob sie der Welt des Wahrseins oder der Welt der Lüge angehören wollen.

Wie sich die körperliche Welt im Allgemeinen zur geistigen und einzelne Bestandteile der Erdenwelt zu einzelnen Geistern, z. B. Erde zu Demut oder Schlange zu Lüge verhält, so verhält sich die Menschheit als Ganzes zu beiden Urgeistern; die der Wahrheit anhangende Menschheit zum Klugen Geist und die lügenhafte Menschheit zum Bösen Geist. Und ebenso verhält sich jede irdische Einzelpersönlichkeit zu ihrem individuellen geistigen Urwesen. Und gleichwie die beiden Urgeister durch ihre Wahl und freie Willensentscheidung den Unterschied von Gut und Böse aufgebracht haben, so entscheiden sich auch die geistigen Urwesen der Menschen, die dem speziellen Herrschaftsbereich der beiden anfänglichen Geister unterstehen, durch freie Wahl ihres selbständigen Willens für das Gute oder Böse. Darin hat die geistige Natur des Menschen einen Vorzug vor den erschaffenen hohen Geistern. Denn nicht nur die irdischen Wesen Rind, Feuer, Metall usw. sind von Natur und durch ihre Erschaffung gut, Wolf, Schlange usw. schlecht, sondern auch die hohen Geister Gutes Denken, Wahrsein, Herrschaft, Demut usw. sind durch Erschaffung, ihrem Wesen und Begriff nach gut, Schlechtes Denken, Lüge usw. von Natur und Begriff schlecht. Der Mensch allein von allen erschaffenen Wesen hat die Wahl, und seine Willensentscheidung ist das Gegenstück zur ursprünglichen Wahlentscheidung der beiden Urgeister.

Diese freie Wahl am Anfang des Daseins, noch vor dem Bestehen der Erdenwelt und erst recht vor dem Auftreten der einzelnen Menschenpersönlichkeiten im Erdendasein erinnert etwas an den Prädestinationsgedanken. Sie ist aber gänzlich verschieden von der Prädestination, insofern nicht göttlicher Wille diese Wahl beeinflußt, sondern sie eine vollkommen freie Selbstbestimmung ist.

Die Unfähigkeit der geistigen Wesen zu jeglichem Handeln ist also zwar eine Unvollkommenheit der geistigen Welt und mag um so mehr befremden, als diese Geister persönlich gedacht sind. Aber wir erkennen hier auch die positive Seite dieser Anschauung. Denn sie gerade ist es, was die völlige Freiheit des Geistes begründet. Die Daëna, das geistige Urwesen des Menschen erkennt nämlich sehr wohl Gott, Klugen und Bösen Geist, Gutes und Schlechtes Denken, Wahrheit und Lüge usw. Aber diese wirken nicht auf seinen Willen ein. Und dies gerade ist ein Kernpunkt der Lehre, daß die Wahl frei und unbeeinflußt, die Verantwortlichkeit absolut ist und der Wille aus reinem Geist entscheidet.

Hier ergibt sich noch eine Schwierigkeit. Zarathustra will ja auf den Menschen einwirken, und ohne den Glauben, das zu können, wäre seine prophetische Tätigkeit gar nicht möglich. Ja, er fordert die vor ihm Stehenden zur Wahlentscheidung auf, ganz so als ob sie jetzt im Erdenleben noch die Möglichkeit hätten, diese zu vollziehen. Diesen Widerspruch können wir vielleicht mildern, aber schwerlich beseitigen durch die Betrachtung, daß nur Menschen von edler Natur zum Guten angeleitet werden können.

Dann wären Menschen, deren transzendente geistige Natur richtig gewählt hat, im Erdenleben der Wahrheit sich vielleicht nicht klar bewußt; die Belehrung durch den Propheten würde in ihrem irdischen Verstand die rechte Erkenntnis erwecken und sie im rechten Tun bestärken. Der starke Wille und mächtige Bekehrungseifer Zarathustras scheint sich aber nicht damit begnügt zu haben, nur solche für sich zu gewinnen. Wohl scheint er gewisse Menschen von vornherein abgelehnt und aufgegeben zu haben, aber doch hat offenbar sein Tätigkeitsdrang in diesem Punkt über die theoretischen Grundlagen seiner Lehre hinausgegriffen.

Die Freiheit des Menschen geht so weit, daß auch der Übergang aus jener ersten rein geistigen Existenz in das Erdenleben nicht ohne Zustimmung der geistigen Urwesen der Menschen geschieht. Ein jüngerer Text berichtet, daß Ahura Mazda sich mit diesen darüber beraten habe und sie gefragt, ob sie dauernd unter seinem Schutz verbleiben wollten, untätig und von allem Übel unangefochten. Aber sie selber stimmen ein, alle Leiden des Erdendaseins auf sich zu nehmen, um als Kämpfer für das Gute die Vervollkommnung der künftigen Welt herbeiführen zu helfen. Der alte, mutige Kämpfersinn klingt auch hier durch.

5. Frömmigkeit

So ist denn das ganze Leben ein Feld frommer Betätigung. Denn Alles und Jedes, was dem Menschen im Leben begegnet, ist entweder ein Bestandteil der guten oder der schlechten Welthälfte. Da wird denn der Fromme in Gedanken, Worten und Werken das Gute betätigen, aus Gutem Denken wird er zum Wahrsein gelangen und mit Gutem Denken und Wahrsein wird er, sei es als Fürst oder als Hausherr, rechte Herrschaft ausüben. Aus Gutem Denken wird er treu seine Haustiere versorgen und mit Wahrsein das Feuer erhalten, mit rechter Herrschaft wird er Reinheit und Gesundheit pflegen und seine metallenen Gefäße und Geräte vor Befleckung bewahren und von Rost freihalten, in Demut wird er die Erde bestellen. Durch Pflanzenwuchs, durch Regen und Tau hat er Anteil an Wohlergehen und Nichtsterben, durch Bewässerung wird er das Wohlergehen fördern. Alles irdische Tun ist von Bedeutung für das geistige Sein, und wo ihm Raubtiere, Schlangen und Ungeziefer entgegentreten, ist er umgeben von ebenso viel irdischen Vertretern geistiger Teufel. Es kann keine Lebenslage geben, in der sein Handeln nicht von kosmischer Bedeutung wäre, wo nicht Alles, was ihn umgibt und ihm widerfährt, seinen tiefen Sinn hätte in dem Ganzen einer idealistischen Weltanschauung, die zugleich den Willen hat, der Wirklichkeit gerecht zu werden.

Rechtes Denken, Sprechen und Tun dient daher der Welt zum Heile. Und die Welt zu bessern, zu fördern, zu läutern, sie ihrer endlichen Vollkommenheit entgegenzuführen und dem Guten zum Sieg zu verhelfen, das ist die Aufgabe des Menschen.

Das Ziel ist die Erlösung der Welt. Die Mitwirkung daran wird aber auch dem Menschen individuell zum Heile gereichen. Wenn er stirbt und das Leben den Leib verläßt, die Seele aber, ausgestattet mit Verstand und Gestalt, ins Jenseits geht, so betritt sie die Brücke, die vom Diesseits ins Jenseits führt. Die Seele des Frommen gelangt über diese hinüber und tritt ein in die Freuden des Jenseits, das Haus des Ahura Mazda, während die Seele des Gottlosen von dieser Brücke herabstürzt in die finstere Behausung des Bösen Geistes.

6. Vergeltung

Das Dasein nach dem Tode ist ein Leben in der geistigen Existenz, wie sie von Anfang an bestand. Aber indem die Seele in dasselbe eingeht, scheint es, daß sie sich nunmehr mit dem geistigen Urwesen, der Daëna, vereinigt, während am Anfang nur das geistige Urwesen des Menschen in der geistigen Existenz vorhanden war, und dort verblieben ist während des Erdendaseins des Menschen.

Ungeteilt und ohne Beimischung irdischer Begrenzung, ohne Einwirkung seitens der gegensätzlichen bösen Mächte sind da neben dem Weisen Herrn selbst die hohen geistigen Wesen; und die Seele, die dahin gelangt, steht in unmittelbarem Verkehr mit Gott, mit dem Guten Denken, dem Wahrsein, der Demut usw. Die Herrschaft besteht da in absolutem Sinn, und dieses Dasein ist daher das Reich Gottes, in welchem Sinn der Genius „Herrschaft" nur auch zu verstehen ist. Und nicht mehr von Speise und Trank, die als Pflanzen und Wasser die irdischen Vertreter von Heilsein und Nichtsterben sind, ernähren sich die dort lebenden Wesen, sondern die Genien Heilsein und Nichtsterben selber sind dort ihre Nahrung. — Auch hier ist die Nachwirkung ererbter Vorstellungen, die vertieft und vergeistigt sind, erkennbar.

Wir dürfen schließen, daß sich die Verdammnis der sündigen Seelen zum Dasein in der schlechten geistigen Welt ebenso verhält wie die Seligkeit der Guten zur guten geistigen Welt.

Diese Seligkeit und Verdammnis dauert nicht ewig, sondern vom Tode, also vom Betreten der entscheidenden Brücke, bis zu dem großen Ereignis, welches als „das Letzte" bezeichnet wird.

Die letzten Dinge bestehen aus mehreren Akten. Zunächst werden die Toten wieder zum Leben erweckt, den in Seligkeit und Verdammnis befindlichen Seelen wird wieder ein Körper verliehen, so daß sie den Menschen gleichstehen, die ohne vorherigen Tod diese Ereignisse erleben.

Nunmehr ergießt sich eine Flut geschmolzenen Metalls über die ganze körperliche Welt. Aber dieser Strom flüssigen Metalls bereitet der Körperwelt keineswegs den Untergang, vielmehr brennt er alles Schlechte aus ihr hinweg, während das körperliche Gute unversehrt bestehen bleibt. Alle Menschen haben diesen glühenden Strom zu durchschreiten. Die Guten empfinden das aber nicht als Qual, sondern wenn sie vollkommen gut sind, sogar wie ein wohltätiges Bad, während die schlechten Menschen davon Schmerzen erleiden. Sie werden dadurch aber nicht vernichtet, sondern geläutert. Somit stehen sie, wenn sie hindurch gelangt sind, den guten Menschen gleich.

Die spätere Zeit hat dies mit mancherlei Details ausgemalt, an denen uns nur interessiert, daß man immer darauf bedacht war, völlige Gerechtigkeit walten zu lassen, dergestalt, daß größere Schuld auch größere Leiden in diesem qualvollen Strom zur Folge hat. Man kann sich denn auch leicht denken, daß verschieden lange Dauer vorausgegangener Höllenqualen bzw. völlige Freiheit von solchen, bei Menschen, die ohne vorherigen Tod dieses Ereignis erleben, durch verschiedene Heftigkeit der Leiden ausgeglichen wird.

Nunmehr findet ein abschließender Kampf statt zwischen den vollzähligen Heerscharen der guten und bösen Mächte. Da wird das Gute Denken kämpfen gegen das Schlechte Denken, Wahrsein gegen Lüge, Herrschaft gegen Mißherrschaft usw. Die guten Mächte werden siegen, die bösen Mächte überwunden und dabei getötet und vernichtet.

Ein Bericht über diese Vorstellungen muß zunächst den jüngeren Zeugnissen folgen. Danach ist gar kein Zweifel, daß zuletzt sogar Ahriman selber vernichtet wird; sein Reich wird durch den Strom geschmolzenen Metalls ausgebrannt und so geläutert, daß auch dieses Gebiet zum Bereich der vollkommenen Welt des Ohrmazd hinzukommt.

7. Vollendung der Welt

Es wird also die ganze schlechte Welthälfte vernichtet und gerät in Wegfall. Der Dualismus von Gut und Böse ist damit aufgehoben. Aber darin allein beruht nicht die nunmehr erreichte Vollkommenheit. Sondern es wird zugleich in der fortbestehenden guten Welt der Dualismus von Geist und Körper aufgehoben.

Die Wiederherstellung der körperlichen Existenz für die Seelen der Verstorbenen dient nur nebenher der Gerechtigkeit, sie den noch Lebenden gleichzustellen, allenfalls auch der Möglichkeit einer sinnlich realen Bestrafung. Das Wesentliche ist, daß überhaupt nur in der Körperlichkeit eine wahre Vollkommenheit denkbar ist, — aber dies wiederum nicht in Abscheidung vom Geistigen.

Dieser Zustand, der als das Wunder bezeichnet wird, besteht also darin, daß gutes geistiges Dasein und gutes körperliches Dasein völlig eins werden; modern ausgedrückt: Ideal und Wirklichkeit treffen zusammen; zarathustrisch gesagt: das Wahrsein wird körperhaft werden.

Damit ist der Weltgedanke des Weisen Herrn in Erfüllung gegangen und ans Ziel gelangt.

Geschildert wird das etwa mit solchen Worten, daß das Dasein „ein Wunder sein wird, nicht alternd, nicht sterbend, nicht verwesend, nicht faulend, immer lebend, immer gedeihend". Außer diesem „immer" gibt es keinen Versuch einer doch stets unzureichenden Ausmalung der Unendlichkeit. Die Vorstellung begnügt sich mit dem Ziel, diese Vollkommenheit erreicht zu haben, und so wenig der Anfang hingestellt wird als eine Dauer von Ewigkeit her, so wenig wird das Letzte als ein Zustand ohne Ende in alle Ewigkeit ausgemalt. Mit Schilderung des großen Ereignisses die Welt an das ihr gesetzte Ziel geführt zu haben, genügt.

Daß in dieser Lehre auf ein iudicium particulare noch ein iudicium universale folgt, hat den Sinn, daß mit dem Letzteren auch wirklich die Rechnung beglichen wird. Ein zweites Gericht mit nochmaliger Fortdauer der Strafen nach dem ersten, individuellen Gericht auf der Brücke wäre ohne erkennbaren Sinn. Es würde auch dem starken Optimismus der Lehre widersprechen, wenn das Böse in irgendeiner Form, auch als Bestrafung der Sünder, fortdauern würde und verewigt wäre.

Ich glaube daher, daß die jüngeren Quellen trotz ihrer allzumenschlichen Ausmalung den Grundgedanken richtig bewahrt haben. Nach der geringeren Tiefe, die in diesen Texten herrscht, traut man es den Kreisen, aus denen sie stammen, nicht zu, daß sie in einem so wichtigen Punkt die Lehre des Propheten veredelt hätten und konsequenter durchgeführt, als die ursprüngliche Konzeption war.

Freilich erstaunt es uns bei der sonstigen Ebenbürtigkeit der beiden uranfänglichen Geister, zu hören, daß der Böse Geist nicht nur besiegt und seine Schöpfung vernichtet, er also kraftlos und unwirksam gemacht wird, sondern daß er selber völlig annihiliert wird. Und ferner finden wir dafür in den älteren Texten keine Bestätigung, vielmehr kann man Stellen in Zarathustras Gathas so auffassen, als ob er eine immer fortdauernde Bestrafung der Bösen anerkannt hätte. Der unerbittlichen Entschiedenheit seines eben so strengen als edlen Geistes könnte man das allenfalls zutrauen.

Da aber in seinen Worten das zwiefache Gericht klar bezeugt ist, diese Doppelheit aber bei Fortdauer der Strafen auch nach dem jüngsten Gericht sinnlos wäre, so zweifle ich, ob er wirklich die Andauer der Strafen nach dem zweiten Gericht gelehrt hat. Ich bin bestrebt, durch strenge Interpretation der Texte diese für die Beurteilung Zarathustras so wichtige Frage noch zu klären.

Frankfurt a. M. Herman Lommel

Das Wertverhältnis der Kunstgattungen nach ihrer kultischen Eignung

1

In einer Besprechung des Sammelwerks „Feiernde Gemeinde" von Oskar Goehling (CW 1926 Nr. 3 Sp. 99 ff.) gibt Werner Petersmann kritische Anmerkungen zu den wichtigsten Bestrebungen der Kultreformbewegung. Er stößt dabei auf das Problem der kultischen Eignung der einzelnen Kunstgattungen. Seine Ausführungen sind von besonderer Bedeutsamkeit, weil eine für weite Kreise typische Anschauungsweise aus ihnen spricht. Es gilt Vielen als spezifisch-evangelisch (in der unvermeidlichen Antithese zum Katholischen), daß die durch das Gehör vermittelten Werte höher stehen als die durch das Auge zugeleiteten. Der Primat des Ohres ist evangelisch — der Primat des Auges katholisch. Die Wortverkündigung ist die zentrale Tätigkeit im evangelischen Kult; die musica sacra die kirchliche Kunst.

Eine Prüfung der einzelnen Kunstgattungen auf ihre Bedeutung für den evangelischen Kult kann natürlich nicht auf konfessionelle Gegensätze aufgebaut werden; aber auch nicht auf das Recht des Seitherigen; sondern nur auf den Sinn einer kultischen Kunst evangelischen Gepräges. Eine Klärung der Frage dürfte nicht nur theoretische Bedeutung haben, sondern nicht minder praktischen Wert. Sie ist indessen nur möglich, wenn man vom Wesen des künstlerischen Schaffens einen Begriff besitzt und es von verwandter geistiger Arbeit abzugrenzen weiß.

In der Beurteilung eines Kunstwerks wird gewöhnlich der Fehler gemacht, daß man Form und Inhalt bei ihm unterscheidet. Man hält es für die Aufgabe der Kunst, für einen aus andern Gebieten stammenden Gehalt eine veredelte Form zu bilden, in die er wie in ein Gefäß hineingeschüttet wird. Für kunstgewerbliche und technisch-virtuosenhafte Arbeitsweisen trifft diese Auffassung zu — aber nicht für die Kunst in eigentlichem Sinne. Wirkliche Kunst ist Verwandlung von Geist in Form: „Selbstentäußerung" des Geistes. Gehalt und Gestalt sind in ihr identisch und nur theoretisch unterscheidbar.

Gerade für das Verhältnis der religiösen und künstlerischen Elemente in der ars sacra ist diese Wesensbestimmung von größter Wichtigkeit. Die Darstellung einer Kreuzigung kann gänzlich Form gewordenes Golgatha-Erlebnis des Künstlers sein. Die religiöse Erschütterung wird zur schöpferischen Intuition, die sich in die Gestalt des Werkes mit zwingender Gewalt verwandelt. Die übermenschliche Größe des Opfertodes, der Triumph der Selbstüberwindung über die Todesqual des verkrampften Leibes, die kosmische Steigerung menschlicher Ausdruckskraft im Verlöschen des Tages und Aufbrechen des Abgrunds — das alles wird zum Schöpferweh und muß sich erlösen in der Selbstverwirklichung: in der Selbstgestaltung zum Werk. Die Zutat aus andern Gebieten: der Bericht der Geschichte, die Belehrung der Anatomie über die Reaktionsformen des Leibes gegen letale Verletzung und ihren Ausdruck im Zucken der Muskeln und Sehnen, die Naturbeobachtung, die etwaigen Wünsche des Auftraggebers und Anderes, das alles kommt nur in zweiter Linie und wird verarbeitet zum Material des beherrschenden Gestaltungswillens. — Dagegen kann eine Kreuzigung auch nur einen Vorwand abgeben zu Freilichtdarstellungen nackter, im Todeskampf verzerrter Leiber. Auch so kann ein großes Kunstwerk entstehen. Das schöpferische Erlebnis ist eben völlig anders: das eine Mal gänzlich religiös, Kunst gewordene Ekstatik der Frömmigkeit, das andere Mal reines Naturerlebnis im Bann der Dämonie des Todeskampfes, der das Leben vernichtet. Typisches Beispiel für das Erste der Isenheimer Altar, für das Zweite der Impressionismus. Ihm ist sowohl Geschichte wie religiöser Gehalt nur äußere Anregung, Zutat von außen her, hineingeschüttet in das Gefäß der Form. Der eigentlich künstlerische Inhalt hat damit nichts zu tun. Denkbar sind natürlich auch Mischformen religiöser Ausdruckskunst und impressionistischer Naturdarstellung, wie sie z. B. in den Kreuzigungsbildern Lovis Corinths zu starken künstlerischen Leistungen geführt haben.

Ebenso wesentlich muß man zwischen gestaltender, d. h. wahrhafter Kunst und erzählender Pseudokunst unter-

scheiden. Die allermeisten Darstellungen der Kreuzigung sind nur Illustrationen der biblischen Geschichte. Ihre Formgebung trägt deutlich das Malzeichen der beabsichtigten Wirkung auf den Beschauer. Das Religiöse ist nicht gestaltet, sondern durch Pinsel oder Meißel beschrieben. Es ist nicht künstlerischer Inhalt, sondern literarischer Inhalt. Der Gehalt ist mit seiner Ausdrucksform nicht identisch, sondern äußerlich in ihr Gefäß hineingetan. Und während das religiöse Kunstwerk aus innerster Notwendigkeit um seiner selbst willen wird, hat das literarische Werk nur Sinn in Verbindung mit dem gesprochenen oder gelesenen Wort oder seiner Erinnerung und entsteht, um die Wirkung des Wortes zu verdeutlichen. Es wird mit den Augen gleichsam mehr gehört als gesehen.

Dadurch ist zugleich der wesentliche Unterschied zwischen gestaltender und gedanklicher Formbildung angemerkt. Der Gedanke wird zum Wort und Wortgefüge und bildet dadurch für seinen Inhalt ein andeutendes Zeichen, das an sich mit ihm nichts zu tun hat, aber durch Bildungsgemeinsamkeit in Andern den gleichen Inhalt heraufzuführen imstande ist. Die künstlerische Gestalt ist jedoch kein Zeichen, sondern die Wirklichkeit ihres Inhaltes selbst in der Sphäre des „Schönen". Und das Schöne in eigentlichem Sinn ist Außen gewordenes Innen, Geist als Form. Auch hier bestehen zwischen beiden Reichen Übergänge und Verbindungsformen. Man hat zu unterscheiden zwischen dem Zeichen, dem Symbol und der Gestalt. Ein Kreuz ist Symbol, wenn in seiner äußern Form über die rein gedankliche Verbindung mit dem Gekreuzigten hinaus etwas vom Schauer und Geheimnis dessen dargestellt ist, was an ihm geschah: etwa in monumentaler Formpräzision oder in der Art, wie es in einen Raum hineingestellt ist und sein Mysterium beschwört. Ist es aber dekoratives Zierstück, rein gedanklich mit seinem Sinn verbunden, dann ist es gleich einem Wort nur äußeres Zeichen. Über das Sinnbild hinaus aber wird es zur Gestalt, wenn es das Geschehen des Kreuzestodes in seiner Erhabenheit und Bedeutung sichtbar werden läßt.

2

Wenn der Sinn der künstlerischen Arbeit in dieser Weise gänzlich auf die Gestaltung zurückgeführt wird, erhebt sich sofort die Frage: Ist im Bereich evangelisch-christlicher Religiosität die Kunst überhaupt möglich? Die katholische Transsubstantiationslehre macht das Göttliche raumhaft. Es läßt sich infolgedessen gestalten. Darin liegen die tieferen Wurzeln für die Hinneigung der religiösen Kunst zum Katholizismus. Verwandtes gilt vom Pantheismus, der in der Weltanschauung der meisten denkenden Künstler irgendwie anzutreffen ist. Das raumzeitliche All ist die Selbstgestaltung Gottes. Deswegen läßt sich das Göttliche aus den Elementen des raum-zeitlichen Daseins darstellen. Der geistige, rein transzendente Gottesbegriff des evangelischen Christentums scheint nun im Gegensatz dazu a priori jede Gestaltungsmöglichkeit auszuschließen, eine Konsequenz, die z. B. Adolf Allwohn im 1. Beiheft zur Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst (Evangelische Liturgie, S. 27) gezogen hat:

> So gibt es nach protestantischer Auffassung keine eigentlich christliche Kunst, da es keine heiligen Gestaltungen geben kann.

Diese Folgerung sollte allerdings zu einem Verzicht auf jede Kunst für die evangelische Auffassung führen! Nur dann ist sie wirklich zu Ende gedacht.

Indessen ist diese Konsequenz gleich mancher andern nur die Auswirkung einer einseitigen Auffassung. Ihr zufolge müßte der evangelische Kultus ebenso auf die Wortverkündigung wie auf die Kunst verzichten. Denn im Vergleich mit der überragenden Erhabenheit des jenseitigen Gottes ist der Geist ebenso nichtig wie die Materie. Und die Wortverkündigung als Wiedergabe menschlicher Bewußtseinsinhalte müßte vor der Unzugänglichkeit des Göttlichen ebenso versagen wie der Gestaltungswille der Kunst. Aber bei tieferer Einsicht erweist sich das Wort — nicht nur als Form, sondern auch als Inhalt, als Begriff und Idee — als ein Wuchs über sich selbst hinaus. Alles Geistige überflügelt sich selbst und weist auf Gott. Aber das gleiche Merkmal trägt die gestaltete Materie gleich einer Krone auf ihrer Stirn. In der Schönheit ist die innerste Einheit alles Seienden, die Identität von Geist und Stoff gegeben. Denn die gestaltete Materie ist Form gewordener Geist. Wer wollte bestreiten, daß in der Formenfülle der Natur mehr Geist ist als in allem, was Menschen gesprochen und geschrieben haben? Und gerade jenen Naturformen, die in eigentlichem Sinne als „schön" bezeichnet werden müssen, eignet diese inwendige Steigerung, das Wachsen und Weisen über sich selbst hinaus. Das Endliche ist Selbstbegrenzung des Unendlichen, das sich in der endlichen Form selbst gestaltet und erst in dieser Selbstbemächtigung sinnhafte, geistige Unendlichkeit ist. Diese schwierigen, aus dem Ästhetischen ins Kosmologisch-Metakosmische hinüberführenden Probleme können in wenigen Worten kaum angedeutet werden. Aber das hier Wesentliche läßt sich in einem Satze sagen: Der raumhaften Form ist der Flügel gen Himmel nicht weniger gegeben als dem raumlosen Gedanken.

Zu gleichem Ergebnis gelangt die Analyse des Schöpfungsbegriffes. In ihm sind zwei Paradoxien enthalten: die Entstehung des Daseins aus dem Nichts und die Stellung des Schöpfers zu seinem Geschöpf: er ist absolut über seinem Werke erhaben und ist dennoch mit ihm identisch. In der Geschichte der kirchlichen Dogmatik beansprucht bezeichnenderweise die zweite Paradoxie das größere Interesse. Bei Augustin entsteht die Welt aus einem Kompromiß zwischen Gott und dem (wesenhaft gefaßten) Nichts. Das Seiende stammt von Gott, das Nichtige aus dem Nichts, infolgedessen ist Gott der Welt gegenüber transzendent. Wie aber aus dem Nichts ein Etwas wird, darüber denkt er kaum nach — vermutlich zufolge seiner kryptoessentiellen Auffassung des Nichts, die das Gefühl für den Widerspruch nicht aufkommen läßt. Es handelt sich hier nicht um die Auflösung der Antinomieen, sondern um die Anerkennung ihrer wesentlichen Elemente. Es ist wesentlich für Gott, als Schöpfer absolut über der Welt zu stehen. Und dennoch ist die Schöpfung als solche causa sui, Selbsterschaffung und Identität zwischen Schöpfer und Werk. Hier hat Augustin mit dem zeitlosen Tiefblick des Sehers die Lösung gegeben. Gott ist ihm interior intimo et superior summo*). Beides ist eins. Gottes Jenseitigkeit geht nach innen, ist innerlicher als das innerste Wesen der Dinge. So erst ist Gottes Erhabenheit nicht äußerlich, d. h. unwesentlich, sondern innerlich, d. h. wesenhaft. Er ist tiefer in den Dingen, als sie selber in sich sind.

Ehe sich indessen die beiden obigen Betrachtungsweisen zu einer Begründung der Möglichkeit evangelisch-christlicher Kunst vereinigen lassen, ist der Hinweis notwendig, daß auch die Probleme des großen Weltendramas von Tod und Schuld hier ihre Stimme erheben. Für Viele ist die ursprüngliche Vollkommenheit der göttlichen Weltschöpfung bis in die Wurzel, bis ins Wesen der Materie hinein verderbt durch den Sündenfall. Indessen darf diese Auffassung — trotz der eschatologischen Erwartung eines neuen Himmels und einer neuen Erde — wohl mehr als ein Rest von Gnostizismus, dem die Materie das Böse ist, denn als biblisch notwendiger und apozifisch evangelischer Typus der Weltauffassung bewertet werden. Und wenn auch die grauenvolle Verwandtschaft menschlichen Sterbens mit dem Vergehen und Zerstürzen dinglicher Formen durchaus nicht geleugnet werden soll, wenn auch die schuldhafte Selbst-

*) „innerer als das Innerste und höher als das Höchste". D H

sucht des Menschen mit dem Erwürgen einer Pflanze durch die andere eine mehr als sinnbildliche Verwandtschaft hat, so bleibt doch das Böse in eigentlichstem Sinn, je reiner es auftritt, desto deutlicher ein Produkt hoher geistiger Entwicklungsstufen. Und die Erhabenheit des Gedankens einer göttlichen Weltschöpfung umfaßt auch das (zunächst potentielle) Widergöttliche, das in innerer Selbstzerstörung als größtes Wunder zur Offenbarung und Verherrlichung Gottes wird: das Kreuz Jesu ist auch auf philosophischem Gebiet die Lösung für das dunkle Problem des Bösen — wodurch die kosmische Bedeutung von Sündenfall und Erlösung nicht negiert, sondern betont wird.

3

Der Begriff der inwendigen Transzendenz, demzufolge Gott innerstes Wesen seiner Schöpfung und doch zugleich absolut über sie erhaben ist, enthält die Begründung auch für eine spezifisch evangelische Kunst. In ihm ist der Pantheismus zugleich gerechtfertigt — und überwunden. Er weist die höhere Einheit von Geist und Materie. Wo die endliche Form nicht negativ als Verneinung des Unendlichen, sondern positiv als Gestaltung des Unbegrenzten erscheint, da ist in ihr der Sinn des Wortes enthalten, daß das Ganze in jedem seiner Teile ist. Deshalb vermag die nicht auf sich, sondern nur auf das Unendliche bezogene, über sich hinausweisende Form zur künstlerischen Gestaltung des Göttlichen zu werden — allerdings nur, wenn ein Wunder geschieht: wenn Gott sich im Geist und Werk des Künstlers selber formt und offenbart. Dann ist diese „äußerliche" Gestaltung des Göttlichen nicht minder geistig, als es nur je der zum Wort geworbene Logos zu sein vermag. Und die Ahnung: Deus in minimis maximus*) wird aus einer rhetorischen Geste zum Staunen vor dem Wunder des Wirklichen. Gott, der sich im unendlichen All seiner Schöpfung selbst offenbart und gestaltet, benutzt Hand und Werkstoff des Künstlers, ihn formend im Teil zu offenbaren.

Es ist ohne Weiteres ersichtlich, daß die Aufgabe, gestaltende religiöse Kunst evangelisch-christlichen Gepräges für die Kirche und ihren Kult zu schaffen, die ganze Sinngebung der gottesdienstlichen Reformbewegung aufs stärkste beeinflussen muß. Wenn der Sakralraum zur Gestaltung der unsichtbaren Gegenwart des geistigen Gottes wird, wenn in den Formen des Altars das Mysterium der inneren Gegenwart des im Opfertod ewig lebendigen Christus zum Ausdruck kommt, wenn Musik und Dichtung, Plastik und Malerei das Geheimnis des Überirdischen verkörpern, dann wird auch der liturgische Bau des Gottesdienstes danach streben, die Verkündigung zu verwirklichen: Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten! Und während die These, daß alles auf den im Worte gegenwärtigen Geist Gottes, nichts aber auf die menschliche Übermittelung ankomme, den evangelischen Gottesdienst zu einem bedenklich leblosen Ablauf gewohnt und alltäglich gewordener Formen entarten ließ, gewinnt nun die Aufgabe entscheidende Bedeutung, dem göttlichen Logos in Gestalt und Wort Ausdrucks- und Wirkungsmöglichkeit darzureichen — ein Ziel, durch das alle strebende Leistungskraft zu höchster Entfaltung aufgerufen wird.

Von der Grundlage dieser Erörterungen aus läßt sich nunmehr eine Antwort finden auf die Frage nach einem etwaigen kultischen Primat der einzelnen Kunstgattungen. Die rein ästhetische Wertung kann jedenfalls keine Kunstgattung vor der andern bevorzugen. Die bildenden Künste: Architektur, Plastik, Malerei und Graphik erreichen in der raumhaften Gestalt die stärkste Entäußerung des geistigen Gehalts und damit seine gänzliche Selbstverwirklichung. Die Musik dagegen gewinnt nur eine zeitliche, raumlose Daseinsform. Dadurch nähert sie sich dem rein Geistigen, das wohl der Zeit, nicht aber dem Raume angehört. (Von modernen Hypothesen, nach denen die Zeit die 4. Dimension des Raumes ist, kann hier abgesehen werden, weil sie erkenntnistheoretisch unhaltbar sind.) Die Dichtung verlegt ihre Formgebung gänzlich in das Gebiet des Geistigen. Denn ihre äußere Form, das Wort, ist nicht Gestalt, sondern Zeichen. Und auch die Gestaltungselemente von Wortklang, Reim und Rhythmus dienen mehr der suggestiven Plastik der im Wort gebannten Vorstellungsform, als daß sie selber Verkörperungen des poetischen Gehaltes sind.

So erkaufen die Kunstgattungen eine fortschreitende Vergeistigung mit wachsender Verminderung der Entäußerungskraft. Indessen mag wohl Mancher darin keinen Schaden erblicken. Dann aber hat man noch kein Verständnis dafür, daß in der Entäußerung das Wunder des Göttlichen schlechthin beschlossen ist. Daß der Logos Fleisch wird, äußerstes Menschsein, das durch Leid, Niedrigkeit und Tod in seiner Äußerlichkeit aufs stärkste betont ist — das ist die Wahrheit und Erfüllung seiner Göttlichkeit: sie würde ein Raub, ein Unrecht sein, wollte er sie anders besitzen als in der Weise gänzlicher Selbstüberwindung, in der Weise der absoluten Entäußerung. Das Göttliche als Opfer — wer von diesem Mysterium etwas begreift, nähert sich dem Verständnis des künstlerischen Schöpfungsprozesses und der entscheidenden Bedeutung der Entäußerung für seine Vollendung.

4

Aber auch für das Erlebnis christlich-religiöser Kunst läßt sich für eine Bevorzugung einzelner Kunstgattungen kein wirklicher Grund finden. Man wird mißtrauisch, wenn man erwägt, daß die Dichtung, an sich die am reinsten geistige Kunst, ihre Entwicklung nicht gerade auf dem Gebiet des protestantischen Kultes genommen hat und in ihm kaum anders als in der Form des Liedes zur Verwendung kommt. Aber auch die musica sacra ist als reine Kunst an die peripheren Stellen der Einleitung und des Ausklangs verwiesen und im übrigen nur als Untermalung des Wortes bedeutsam. Die deutliche Aussprache ist bei Kirchenchören ja beinahe wichtiger als Klangfülle und musikalische Reinheit! Die einseitige Überschätzung des Akustisch-Verbalen hat sich im evangelischen Kultus dadurch selber gerichtet, daß er auf diesem seinem Spezialgebiet kein hohes Niveau hat erreichen können. Wofür die protestantische Normalpredigt ein betrübliches Zeugnis ist.

Anderseits kommt dem Gesichtssinn für das religiöse Erlebnis eine Bedeutung zu, der sich auch der protestantische Kultus nicht verschließen kann. Wenn für die Entwicklung des geistigen Lebens einem besonderen Sinn der Vorrang zukommt, dann kann es nur der Gesichtssinn sein. Der Leib als Ausdruck des Geistes wird für den Verkehr der Menschen untereinander im Wesentlichen durch den Gesichtssinn vermittelt. Und der Menschenleib wird stets das bedeutsamste Symbol für das Göttliche sein. Aus der Welt der Gesichtswahrnehmung stammt das einzige Bild für das Wesen Gottes, das aus der Sinnenwelt mit dem Anspruch deutenden Gehaltes entnommen ist: Gott ist Licht — unendliches Licht. Und wenn man die Offenbarung des Göttlichen in der Schöpfung zu begreifen versucht, wird die Vorstellungsgrundlage des tastenden Gedankens ganz wesentlich durch das gebildet, was die Gesichtswahrnehmung aus der unendlichen Welt gesammelt hat. Deshalb haben die bildenden Künste, die den Sakralraum und seine malerisch-plastische Ausgestaltung schaffen und darin die bleibende, dem Wechsel nicht unterworfene Verdeutlichung des Heiligen bewirken, den gerechtfertigten Anspruch, nicht geringer als die akustisch vermittelten Kunstgattungen gewertet zu werden. Die Überschätzung des Verbalen ist der eigent-

*) „Gott ist am größten im — Kleinsten." D Ö

liche Grund für die leider nicht bestreitbare Tatsache, daß die kirchliche Kunst auf protestantischem Gebiet seit der Reformation eine literarische Angelegenheit gewesen ist — mit ganz wenigen Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Deshalb ist es hohe Zeit, daß die Kultreformbewegung diese Vorurteile gründlich aus dem Weg der Entwicklung räumt.

Dabei ist eine Warnung gestattet: Man wolle die aus dem Religiösen verbannte Dogmatik nunmehr nicht auf das künstlerische Gebiet hinüberretten! Es darf weder ein dogmatisches Schönheitsideal aufgestellt werden, noch die künstlerische Arbeit von andern Gebieten in einengender Schroffheit abgegrenzt werden. Der am Eingang erwähnte Aufsatz von Petersmann-Borsdorff behandelt in seiner Besprechung der Lichtbildgottesdienste das Technische als einen unvereinbaren Gegensatz zum Sakralen. Und es geschieht ihm sogar, daß er mit dem Ruf nach einem Verbot die antiquierte Methode der Gewalt empfiehlt. Aber dazu sind die Dinge zu ernst und bedeutsam. Die Kirche wird sich mit der technischen Prägung der Gegenwart und vielleicht mehr noch der Zukunft in sehr ernster Weise auseinandersetzen müssen. Darin ist die Stellung zu Lichtbild und Radio nur ein leiser Anfang. Es ist noch nicht so lange her, da galt das Technisch-Mechanische als Todfeind des Künstlerischen. Heute aber wächst eine entschlossene Bejahung des Fabrikmäßigen durch die Kunst. Und wir erleben es, daß in der Anwendung photographischer Methoden neue Provinzen ästhetischer Ausdrucksmöglichkeiten entdeckt werden (Moholy-Nagy und Man Ray), daß die Architektur das Zweckbedürfnis der Mechanik zum Material einer neuen Raumschöpfung verarbeitet, daß die dumpfe Monumentalität des Technischen von dem Instinkt des Künstlers gewittert und zu künstlerischer Ausdruckskraft befreit wird — ein gewaltiger Triumph des kulturschaffenden Geistes über die zwangsläufige zivilisatorische Entwicklung der Zeit!

Die Kirche möge bei Zeiten dem ganzen Ernst des Problems ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Ein Widerstand gegen diese Entwicklung ist aussichtslos. Es bleibt nur der kühne Versuch, sie von innen her auf eine Weise zu bejahen, die zugleich eine Überwindung ist. Wenn das der Kirche gelingt, wird sie Wegweiserin der Zukunft sein — und zugleich für ihren Kultus unerhörte Ausdrucksmöglichkeiten entdecken. Und wird ihre Arbeit im Geiste dessen treiben, der da spricht: Siehe, ich mache alles neu! und einen neuen Himmel und eine neue Erde verheißt.

Soest Paul Girkon

Die Gestalt des Feldgeistlichen in der neuesten Kriegsdichtung

1

In der nachgerade unübersehbar gewordenen Kriegsdichtung, oder sagen wir vorsichtiger, in den Versuchen, das Kriegserlebnis dichterisch zu gestalten, spielt die Gestalt des Feldgeistlichen meist keine besonders rühmliche Rolle.

Wir greifen aus den bekanntesten Kriegsbüchern einige Stellen heraus.

Ludwig Renn schreibt in seinem Buche „Krieg“:

An Gott dachte ich nicht. Höchstens sagte ich mir: Vielleicht gibt es ihn. Aber was wissen wir davon? Öfters war Gottesdienst in der Kirche von Chailly. Der Pfarrer predigte immer schwach. Er hatte drei oder vier Fragen, die er immer wieder aufstellte. Ich konnte sie alle nicht recht leiden. Aber bei einer geriet ich immer in Wut. Warum hat Gott den Krieg zugelassen? Einmal hörte ich genau darauf, wie er die Frage lösen würde. Aber auf einmal war es zu Ende, und ich hatte keine Antwort gehört, nur Worte. Wenn ich aus der Kirche kam, brauchte ich ein paar Stunden, um meine Erbitterung wieder los zu werden.

Später wird erzählt, wie dieser Geistliche von einem jungen Hilfspfarrer abgelöst wird:

Der war Vizefeldwebel bei unserem Regiment, und er predigte auch in dieser Uniform. Der peinigte uns nicht mit der Frage, weshalb Gott den Krieg zugelassen hatte, sondern er erzählte sehr schlicht und mit großer Frische aus der Bibel. Und damit hatte er den Erfolg, daß bisweilen in der Baracke weiter darüber gesprochen wurde.

Dieser Vizefeldwebel wurde aber schwer verwundet, und für ihn kam ein anderer, der nie an der Front gewesen war. Das war ein sonderbarer Mann. ... Einmal sagte er: „Es ist euch eine Lust, für König und Vaterland zu sterben!“

Wußte der Pfarrer denn gar nichts von unserem Empfinden des Krieges? Und hielt er denn den Krieg etwa für etwas Gutes? Wozu deckte er den wunden Punkt des Krieges gerade von der Kanzel aus auf?

Noch schärfer geht Georg Grabenhorst in seinem Kriegsroman „Fahnenjunker Volkenborn“ mit einem Pfarrer ins Gericht. Er schildert einen Feldgottesdienst, zu dem die in Reserveſtellung liegende Truppe einen langen Marsch rückwärts ins Tal zurücklegen mußte:

Warum kommt der Herr Pfarrer nicht zu ihnen ins Feldlager? Hat er Angst vor den paar Kilometern näher am Feinde? Warum so viel Umstände?

Dann steht das Bataillon wie befohlen, und der Pfarrer kommt. Warum kommt er im Auto? Warum steigt er nicht wenigstens vorher aus und geht das letzte Stück zu Fuß? Es ist gleich ein Vorurteil da, eine Ablehnung, ein Mißtrauen.

Die Offiziere begrüßt er durch Händeschütteln. Ja nun, er kann doch nicht allen, dem ganzen Bataillon, die Hand geben! Da kriegt er ja dreckige Finger.

„Kiek an, de Paster hat nu ok dat Iserne erste. Haste geseihn, hei hat up sinen dicken Buk dat Iserne sitten! For dat veele Fräten, wat hei da hinnen bi der Divischon allet runnerschlucken mott!“

„Wa sinn ja schon janz hingerissen, wann wa dir bloß sehen! ... Mensch, dat du dir nich schämst.“

Volkenborn schämte sich. Volkenborn, der Fahnenjunker hinter der Front.

Der Pfarrer sprach, wie man zu Hause, in der Heimat vielleicht, vor Kindern und jungen Mädchen vom Kriege hätte reden können. In Volkenborn kochte es vor Zorn und Scham. Er fühlte zu gut, wie eine solche Predigt, ein so wichtiges, so dummes und schulmeisterliches Gebaren, die Leute reizen und verletzen mußte. Es waren doch schließlich Männer, die vier Jahre Krieg, vier Jahre Front hinter sich hatten, und keine Schulbuben, denen man noch mit bedeutungsvollen Handbewegungen von Begeisterung, von Heldenmut und unsterblicher Tapferkeit reden konnte. Er fühlte zu gut, wie zwischen dem Pfarrer und ihm ein Band bestand, ein heimliches Band, das Band der Klasse, des Standes, der Bildung, ein Band, um das die Leute wußten, das sie instinktiv spürten, und daß sie ihn mitverantwortlich machten für dieses elende, niederträchtige Geseich da, daraus die Gesinnung derer sprach, die einen hohen Kragen hatten, die bequeme Gesinnung der Herren, der Herren da oben und da hinten. Er fühlte das, fühlte sich mitschuldig, fühlte sich in dieses fürchterliche Netz verstrickt, und zu gleicher Zeit bäumte es sich auf in ihm gegen diese Heuchelei, gegen diese verbrecherische Unkenntnis, gegen diese entsetzliche Trägheit und Dumpfheit da, wo es gerade klar und wissend und barmherzig ehrlich sein sollte.

In Arnold Zweigs vielgelesenem Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ unterhält sich ein einfacher Soldat mit einem Kriegsgerichtsrat über den Sinn des Krieges und bemerkt im Verlaufe des Gesprächs:

Warum kann man mit Herrn Kriegsgerichtsrat über solche Dinge sprechen ... aber nicht mit die Herren Pastoren? Kommen Sie mit solchen Beschwerden zu einen von die Feldpredigers, und wir haben ja genug hier zu Gaste, dann machen sie Fischaugen und winken mit Bibelsprüchen und Katechismus; und dann sagen sie: man soll nicht zweifeln. Ja, aber was soll man denn tun als zweifeln. Herr Kriegsgerichtsrat, da stimmt was nicht.“

„Die Herren von der anderen Fakultät habens bedeutend schwerer als wir. Sind ja an ihren Text gebunden“ antwortet der Gefragte. Der Andere schüttelte nachdenklich den Kopf. „Da stimmt was nicht, und glauben Sie mir, die fühlens, wenn sie was wert sind. Hier: liebet eure Feinde, und dann Maschinengewehre und Flammenwerfer und Haubitzgranaten, das paßt nicht.“

Eine sehr ungünstige Rolle spielt eine Nebenfigur des Romans, der Feldprediger Lüdecke. Über eine Reformationsfeier 1917 hinter der russischen Front wird berichtet:

Man hatte als guten Beginn einen Choral gesungen, wonach Herr Feldprediger Lüdecke in kurzer gefühlvoller Rede knappe 17 Minuten lang von dem Gottesmann Luther sprach, der zwar ein Streiter gewesen und ein kerniger, aber im Wissen um deutsches Maßhalten verwirrenden Neuerungen der Schwarmgeister, die das reine Wort nur verdunkeln wollten, mannhaft entgegengetreten sei, und der in den deutschen Fürsten die natürlichen und von Gott eingesetzten Obersten der deutschen Kirche erkannt habe —

woran man ein Kaiserhoch und einige Strophen von Heil dir im Siegerkranz schließen konnte.

In der ersten Reihe saßen eine Reihe Beamter im Offiziersrang, besonders der protestantische Stabsarzt Dr. Widson-Leipzig, der vor einigen Jahren seinen Namen glücklich enthaupiet, nämlich Davidson geheißen haben sollte — und ein Schock Mannschaften, die hauptsächlich des zuckergesüßten Tees wegen kamen, den die Helferinnen nachher ausschenkten, und weil der Aufenthalt im Soldatenheim trotz frommen Stumpfsinns weit angenehmer war, als der in ihren Massenbuden. Späterhin, plötzlich, erblühte ein Tänzchen! Der weltliche Geist im Heere schuf sich Gelegenheiten!

Noch ein Beispiel: Binding schreibt nach einer Bestattungsfeierlichkeit im Felde in seinem Tagebuch „Aus dem Kriege", das ebenso wie die Kriegserinnerungen Carossas „Rumänisches Tagebuch" sich vielfach zu dichterischem Gestalten erhebt:

Als wir den Ort verließen, gaben wir uns einander das Wort, daß, wenn einer von uns falle, kein Geistlicher an unserem Grabe sprechen dürfe. Die Verallgemeinerung war wohl nicht gerecht, aber Empörung führte dazu. — Wenn man so einen Diener Gottes ansieht, muß man zu der Überzeugung gelangen, daß der Herrgott das Christentum allmählich eingehen lassen will wie eine Topfpflanze; sonst würde er nicht dulden, daß es solche Verkünder habe.

Diese Beispiele mögen genügen. Wir sehen: kein erfreuliches Bild. Es fehlt natürlich nicht an Lichtblicken. So sei jenem vernichtenden Urteil Bindings über eine Bestattungsfeier ein anderes Urteil entgegengehalten: Ernst Jünger schreibt in seinem Buche „In Stahlgewittern":

Am 1. Juli wurde uns die traurige Aufgabe, einen Teil unserer Toten auf unserem Kirchhof zu bestatten. 39 rohe Holzsärge wurden nach einer ergreifenden Ansprache des Pfarrers Philippi, während der die Leute weinten wie Kinder, in die Grube gesenkt. — In dieser ergreifenden Stunde wurde mir der hohe Wert unserer feierlichen Handlungen klar. Oft haben wir auf irgendeinem Schlachtfelde die zehnfache Zahl von Kameraden liegen lassen müssen und waren von dem Verlust doch nicht so tief gepackt, wie hier vor den offenen Gräbern.

Auch Binding weiß nicht bloß von seinem „wässerigen" streberhaften Divisionsgeistlichen, der schließlich Armeeoberpfarrer wird („Torheit qualifiziert zu Amtern", bemerkt Binding ironisch, „das scheint in der Welt weiterhin als Axiom gesichert") zu berichten, er schildert in dem Pfarrer Nikolassen auch eine köstliche Pfarrergestalt:

Ich will einen wundervollen Brief nicht vergessen, den ich erhielt. Der Mann, der ihn schrieb, ist Geistlicher bei einem unserer Lazarette. Er suchte das Regiment seines einzigen Sohnes, der vor einigen Tagen an dieser Front fiel. Sein Grab liegt schon auf englischer Seite. Und er schreibt, wie er dann, im Stolz um seinen Sohn, vom großen Erleben des Krieges zu seiner Heimatgemeinde reden will! Die Predigt hätte ich gern hören mögen, obwohl ich mich sonst nicht zu Predigten dränge. Als er damals zu mir von ihm sprach, leuchtete es unter Tränen über sein Gesicht. Diesen Schmerz zu erleben, schien ihm ein Höchstes. So reich gewesen zu sein, daß ihm so viel genommen werden konnte, machte ihn stolz.

Dieser Pfarrer wird dann von Binding, der damals Ordonnanzoffizier bei der Division war, als Divisionsgeistlicher erbeten.

Ich habe mich vorher bei den Mannschaften über ihn erkundigt. Denn man soll Schafen keinen Hirten setzen, der ihnen wider den Willen ist. Sie aber mögen ihn alle, und nicht zum mindesten deswegen, weil er mit dem Sanitätspersonal gemeinsam in die vordersten Linien zu den Verwundeten vordringt. Das gilt bei ihnen.

Aber, trotz aller Abstriche, die wir dank den zuletztbesprochenen Darstellungen machen durften: die Tatsache, daß die Verkündigung des Feldpredigers weithin abgelehnt wurde, und zwar um so entschiedener, je länger der Krieg dauerte, ist unbestreitbar.

2

Woran liegt das?

Liegt hier ein Versagen des ganzen Standes vor? Oder liegt es an der von diesem Stande vertretenen Sache? Oder daran, daß eine gute Sache, die ewige Botschaft Gottes, das Wort, das Gott auch in Kriegsstürmen zu den Seinen reden will, mit Dingen verquickt wurde, die die Reinheit der Verkündigung trübten? Oder endlich daran, daß die Menschen in ihrer damaligen Lage eben oft einfach garnicht imstande waren, diese Botschaft, auch wo sie ihnen rein, ohne Phrasen und ohne politische Beimischungen verkündet wurde, zu hören?

Wir halten diese beiden letzten Punkte für das Entscheidende.

Von einem Versagen des Standes kann nicht geredet werden. Der Feldgeistliche hat in seiner Weise seine Pflicht genau so erfüllt, wie der Offizier und jeder andere Heeresangehörige. Wie es Offiziere der höheren und niederen Chargen, wie es Mannschaften gab, die versagten, so hat es natürlich auch unter den Feldgeistlichen Männer gegeben, die nicht an ihren Platz paßten. Und bei der Öffentlichkeit, in der das Wirken und die Gestalt des Geistlichen steht, wurden Charakterfehler, wie z. B. ein herrisches, den Offiziersstandpunkt den Mannschaften gegenüber hervorkehrendes Wesen, oder Mängel der Veranlagung, wie Gedankenarmut und Oberflächlichkeit der Wortverkündigung, sofort den weitesten Kreisen offenbar. Entgleisungen, wie das von Renn erwähnte Wort: „Es ist euch eine Lust, für König und Vaterland zu sterben", wurden dann maßlos übertrieben und verallgemeinert. Ich kann mich unter den mancherlei Feldpredigten, die ich gehört habe, keiner nationalistischen Ausfälle entsinnen, und ich stand den Predigten einigermaßen kritisch gegenüber, denn ich war damals schon unter dem Einfluß paneuropäischer Gedanken, wie sie von so verschieden gerichteten Persönlichkeiten und Gruppen wie dem rechtsstehenden Politiker Professor Hoetzsch, Georg Bernhard, dem Chefredakteur der Vossischen Zeitung, die ich mir im Felde hielt, und dem Kreise um die Sozialistischen Monatshefte vertreten wurden.

Ein persönliches Zeugnis sei mir gestattet. Ich wurde einst, damals noch Unteroffizier, als Student der Theologie von einem Divisionsgeistlichen als Gast zu einer Konferenz von Feldgeistlichen einer Armee eingeladen und habe dort während der Verhandlungen, denen ich schüchtern schweigend zuhörte, doch soviel ehrliches und redliches Streben und auch soviel Einsicht in die ganze Problematik des Kriegspfarrers kennen gelernt, daß die dort empfangenen Eindrücke mit maßgebend wurden, mich endgültig für das Pfarramt — ich schwankte damals noch zwischen Pfarramt und Lehramt — zu entscheiden.

Gerade von dieser Problematik des Feldseelsorgers, z. B. von dem Konflikt, in den etwa auf der einen Seite die Einsicht in die Gottwidrigkeit des Verhaltens aller christlichen Völker einschließlich des deutschen ihn führte und auf der andern Seite die Liebe zu seinem schwer um die Existenz ringenden Volke und der Wunsch, diesem Volke in seinem Kampf auf Leben und Tod nicht durch schwarzmalende Worte einseitig zu Gunsten des Gegners den Kampfeswillen zu lähmen: von diesen und von ähnlichen Konflikten findet sich, abgesehen von dem noch zu besprechenden Buche von Lilienfein, nichts in den vielen Kriegsbüchern, in denen uns Kriegspfarrer vorgeführt werden.

Der Grund für die bis in die weitesten Kreise des Feldheers sich erstreckende Ablehnung der Predigt des Feldgeistlichen liegt nicht im Versagen des ganzen Standes, sondern zunächst einmal in der Stellung, in der sich der Stand im Rahmen der militärischen Organisation befand. Der Geistliche, der als Divisionspfarrer seinen Sitz beim Divisionsstabe hatte, wurde vielfach von den Mannschaften von vornherein als Vertreter der Offiziersklasse betrachtet und schon aus diesem Grunde abgelehnt. Denn mochte, zumal bei Fronttruppen, das persönliche Verhältnis der Mannschaft zu ihrem Führer im einzelnen Falle auch ein ausgezeichnetes sein, der Soldat sah im Offizersstande eben eine bevorrechtete Klasse. „Der Mensch fängt erst beim Offizier an" — dieses von den Mannschaften viel zitierte Wort kennzeichnet die Stellung, die allgemein dem Offizier gegenüber herrschte. Unter diesen „Klassengegensätzen" litt natürlich auch die Stellung des Feld-

geistlichen. Seine Worte wurden vielfach nicht als seine persönliche, nach bestem Wissen und Gewissen vorgenommene Deutung der in der Schrift gegebenen und in der Kirche lebendigen Gotteswahrheit hingenommen, sondern als Botschaft der herrschenden Schicht an die Beherrschten, der Befehlenden an die zum Gehorsam Verpflichteten. Die Situation war ähnlich derjenigen, in der sich noch jetzt jeder Pfarrer den Proletariern gegenüber befindet: er steht einer Mauer des Mißtrauens gegenüber, weil er von ihnen immer als Vertreter der bürgerlichen Klasse gewertet wird. Nur wenn er selber sich offen zum Sozialismus bekennt, schwindet das Mißtrauen, und auch da nicht einmal bei allen; ist er dagegen nicht Sozialist, so wird er allerhöchstens nach jahrelanger persönlicher mühevoller Arbeit zu einem gewissen Vertrauensverhältnis gelangen können. Im Felde war bei den großen und dauernd wechselnden Truppenmassen eine persönliche Berührung des Seelsorgers mit den Truppenangehörigen seines Bereichs kaum möglich.

Und außerdem war im Felde der Kreis der Ablehnenden noch größer als in der Heimatgemeinde: denn auch der Bauer und der Kleinbürger, gerade die eigentlichen Träger des kirchlichen Lebens in der Heimat, standen im Felde als Mannschaften oft in einer Front mit den Arbeitern gegen alles, was von „oben" gesagt wurde, und zwar um so mehr, je länger der Krieg dauerte. Die schärfsten Urteile gegen die Feldprediger stammen aus dem letzten Kriegsjahre. Grabenhorst hat schon recht: es war „gleich ein Vorurteil da, eine Ablehnung, ein Mißtrauen". Und selbst wenn jener Pfarrer, dessen Feldgottesdienst uns Grabenhorst schildert, statt oberflächliche Phrasen vorzubringen. mit Menschen- und Engelzungen geredet hätte, — daß übrigens der Feldgeistliche, der an einem Sonntag oft mehrere Gottesdienste in den verschiedensten Bezirken seiner Division abzuhalten hatte, im Auto fuhr, wird ihm kein Einsichtiger übelgenommen haben; peinlicher wirkte für mein Empfinden das Tragen von Orden während der gottesdienstlichen Handlung — er hätte jenes Mißtrauen nicht aus der Welt schaffen können. Und je länger der Krieg dauerte, um so mißtrauischer und kritischer wurde die Stimmung des Frontsoldaten, um so nüchterner seine ganze Haltung, um so abgeneigter gegen alle großen Worte. Worte wie „Helden", „Feld der Ehre" u. a. mochte man kaum noch hören. Der Geistliche, der, dem eigentlichen Kampfe fern gerückt, den Krieg allzu sehr mit den Augen der Offiziere der Stäbe ansah und der außerdem der in seinem Berufe liegenden Gefahr, sich an großen Worten zu berauschen, oft unterlag, mußte so oft, zumal im späteren Verlaufe des Krieges, den rechten Ton verfehlen; und besonders dann, wenn sein Patriotismus stärker war als seine persönliche Frömmigkeit, konnte er dahin gelangen, die Religion lediglich zu einem bloßen Mittel zur Erzeugung vaterländischer Gefühle zu erniedrigen. Der Vorwurf kann gegen viele Feldgeistliche erhoben werden, daß sie zwar gut lutherisch auch dem Kriegsmann ein gutes Gewissen gaben, daß sie sich aber zu wenig der ungeheuren Spannung bewußt waren, in der Krieg und Evangelium zueinander stehen.

Ist also ein Grund für die Ablehnung des Feldpredigers, daß seine Verkündigung nicht „klar und wissend" genug war —, freilich, wer von den damaligen geistigen, politischen, miltärischen Führern war das überhaupt? — so liegt ein weiterer Grund darin, daß die zermürbende Gewalt des langen Krieges jede seelische Erhebung schließlich erlahmen ließ.

3

Es ist allerdings nicht so, daß der Krieg, insbesondere das „Fronterlebnis" den religiösen Glauben völlig vernichtet hätte.

Wenn Remarque in dem erfolgreichen, angeblich von allen Toten des Weltkriegs verfaßten Buche „Im Westen nichts Neues" sagt:

> Eben so zufällig, wie ich getroffen werde, bleibe ich am Leben. Im bombensicheren Unterstand kann ich zerquetscht werden, und auf freiem Felde zehn Minuten Trommelfeuer unverletzt überstehen. Jeder Soldat bleibt nur durch tausend Zufälle am Leben. Und jeder Soldat glaubt und vertraut dem Zufall —

so ist das einfach nicht wahr. Wohl gilt das von vielen tausenden von Soldaten, daß ihr einziger Gott der blinde Zufall war, es gilt aber nicht von dem Frontsoldaten allgemein.

Denn es hat Hunderttausende gegeben, deren Glaube auch dem tobenden Trommeln der Westfront standhielt. Freilich, dieser Glaube hatte vielfach ein anderes Gesicht bekommen. Der Vatergott, der die Seinen „wider alle Fährlichkeit beschirmt und vor allen Übeln behütet und bewahrt", war in weite Ferne gerückt. Die dem Durchschnittsgläubigen gewohnte Gleichsetzung irdischen Glücksverlangens mit dem Gedanken, daß es Gottes Wille sei, diesem Glücksverlangen entgegenzukommen, diese. Gleichsetzung war allerdings zusammengebrochen. Und damit drohte für Viele ihr oft so armer religiöser „Besitz" überhaupt zu versinken. Die den Feldsoldaten viel bewegende Frage, wie Gottes Liebe solch eine Katastrophe wie den Weltkrieg zulassen konnte — eine Frage, mit der ja auch grade die Kirchenaustrittsbewegung der Nachkriegsjahre viel arbeitete — hat ihre Wurzel in dem Zusammenbruch des naiven Vaterglaubens. Aber mögen Tausende ihren Glauben über Bord geworfen haben und wie Remarques Frontkämpfer den Zufall zu ihrem Gott gemacht haben, mögen auch andererseits nur sehr Wenige sich bis auf die heroische Höhe des Glaubens: „Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil!" emporgehoben haben: die Meisten, so will es mir scheinen — es ist ja schwer, hier überhaupt bestimmte Aussagen zu machen — haben sich auch im Feuer des Krieges den Glauben an eine über dem Einzelnen stehende und sein Schicksal bestimmende Macht bewahrt, so unsicher und schwankend dieser Glaube auch zu Zeiten gewesen sein mag. Mehr wird sich allerdings kaum sagen lassen.

Ich entsinne mich eines Erlebnisses im Felde. Es war 1916 in Clery an der Somme, am Beginn der großen, Ende Juni einsetzenden Schlacht. Die in Clery liegenden Artilleriekolonnen waren zurückverlegt worden, auch sonst waren außer unserem Kommando kaum noch Truppen im Ort. In einer Nacht — wir hatten uns bereits in unserem Unterstande niedergelegt — kam ein Unteroffizier von einer Kolonne, die sich verfahren hatte und in der Nähe des Ortes hielt, zu uns, um nach dem Wege zu fragen. Ich ging mit ihm hinaus, um ihn auf den Weg, den er fahren mußte, zu bringen. Seine Kolonne war, wie er mir erzählte, erst eben aus friedlicher östlicher Etappe hierher gekommen und machte jetzt ihre erste Fahrt in das rasende Feuer der Westfront hinein. Er war, da er ein solches Feuer nicht gewöhnt war, ziemlich aufgeregt. Als wir heraustraten, lag heftiges Feuer über den Ausgängen des Ortes und auf dem weiten Marktplatz. Mein Begleiter sprang ängstlich vorwärts und duckte sich bei jedem Einschlag — die Einschläge waren ziemlich weit weg — und wenn er Geschosse über sich heulen hörte. Er wunderte sich, daß ich ruhig weiter ging. Ich setzte ihm auseinander, daß dazu gar keine besondere Nervenkraft gehöre, weil die Sache gar nicht so schlimm wäre, wie das einem Neuling erschiene: Die Einschläge lagen als Sperrfeuer an den Ein- und Ausgängen des Ortes und auf dem Marktplatz in der Mitte. Im übrigen Orte war man ziemlich sicher. Die feindliche Artillerie war gut eingeschossen und hatte augenscheinlich gute Geschütze, ohne große Streuung, was für uns in diesem Falle ein Vorteil war, denn bei Kenntnis des Ortes konnte man die unter Feuer liegenden Stellen umgehen. „Und außerdem", sagte ich ihm, „wenn wir durchkommen sollen, kommen wir auch durch". „Ja" griff er meine Bemerkung

auf, „seinem Schicksal entgeht Keiner. Wenn's uns bestimmt ist, müssen wir eben dran glauben." Ich hatte das Gefühl, als ob dieser Gedanke ihn mehr beruhigte als meine Dorfstrategie, die ich ihm vorher so stolz auseinandergesetzt hatte und der er doch nicht ganz zu trauen schien.

Dieser Glaube, daß über Leben und Tod des Einzelnen von höherer Warte aus entschieden werde, daß Keiner seinem „Schicksal", seiner „Bestimmung" entgehen könne, daß es darum sinnlos sei, sich angstvoll dagegen aufzulehnen, dieser Glaube war im Felde weit verbreitet.

Ich mußte oft an jenes Gespräch dort an der Somme zurückdenken. Ich sagte mir später: Hättest du als angehender Theologe nicht etwas mehr sagen können, als nur dies: „Wenn wir durchkommen sollen, kommen wir auch durch"? Und doch, selbst wenn ich in dem damaligen Augenblick auch vielleicht mehr empfunden habe als nur den Glauben, daß Lebenbleiben oder Getötetwerden ein unabwendbar uns von höherer Hand bestimmtes Schicksal ist, ich hätte den Namen Gottes als des über unseren Geschicken Waltenden und sie auch in Verwundung oder Tod zum Besten Lenkenden in der damaligen Situation, während die Granaten über uns heulten und die Wasser der Somme von den Einschlägen aufspritzten, nicht über die Lippen gebracht. Und vielleicht ging es meinem Begleiter auch so. Vielleicht war seine Antwort auch nur die verschämte Verhüllung eines tieferen und reicheren Gottempfindens. Man fühlte wohl Gott, aber man sprach nicht von ihm. Man wurde wortkarg und schweigsam. Aber man darf aus Wortkargheit gerade in religiösen Dingen niemals auf das Fehlen religiöser Beziehungen schließen

Weiter: die ewige Anspannung der Nerven, die Länge des Krieges konnte so zermürbend wirken, daß schließlich die Fähigkeit zu irgendwie tieferer Besinnung verloren ging. Wie Jemand, der tagaus tagein mit der nackten Not des Lebens zu kämpfen hat, schließlich den Sinn dafür, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, verlieren kann, so ging es auch dem Feldsoldaten:

Der Stumpfsinn siegt allgemach. Die Feldbuchhandlung ist ganz schön ... aber der Eindruck guter Bücher wird durch den Eindruck, daß sie einem in der Tat schon etwas Fremdes sind, sehr herabgedämpft —

schreibt Binding 1917 in seinem Tagebuch. Und Binding war Offizier! Nicht in der Front, sondern beim Divisionsstabe! Was sollte da erst das eigentliche „Frontschwein", wie sich der Frontsoldat selber nannte, sagen! Man redete und schrieb zu Beginn des Krieges so viel von dem deutschen Gebildeten, der mit dem „Faust" oder dem Kant im Tornister ins Feld zog. Gewiß, ins Feld mögen manche damit gezogen sein. Darin gelesen aber haben die Allerwenigsten. Es fehlte einfach nicht bloß die Gelegenheit — die war manchmal durchaus vorhanden — sondern vor allem die Spannkraft zu tieferem, geistigen Leben. Und darum stand es auch mit dem religiösen Glauben Vieler so: er war nicht zerstört, aber er war gleichsam verschüttet, in tiefere, unbewußte Regionen der Seele hinuntergesunken, um später, in ruhigeren Zeiten — und dazu genügten die Wochen oder Tage, in der die Truppe „Ruhestellung" bezogen hatte, nicht — wieder ans Licht zu kommen. Was an seelischem Leben damals zu Tage trat, beschränkte sich meistens auf die unmittelbare Verarbeitung der Eindrücke des Augenblicks, man lebte von Augenblick zu Augenblick. Man lebte halb instinktiv wie das Tier. Bei solcher Haltung konnten Viele kaum noch fähig sein, den Feldprediger, der die großen Gedanken der Bibel auslegte, zu verstehen, auch wo sie an sich seiner Botschaft und seiner Gestalt durchaus nicht ablehnend gegenüberstanden. Man schüttelte den Kopf: es war eine fremde Sprache, die er redete. — Das klingt übertrieben, ist es auch in gewisser Weise: aber gerade Übertreibungen geben oft die beste Charakteristik.

Trotz allem — das muß gegenüber Übertreibungen gesagt werden: der durch viele Kriegsbücher und viele persönliche Urteile hervorgerufene Eindruck, als ob die Gestalt und Verkündigung des Feldpredigers allgemeiner Ablehnung begegnet sei, entspricht nicht im geringsten den Tatsachen. Trotz aller Schwierigkeiten seiner Stellung, trotz aller berechtigten und unberechtigten Kritik, die an ihnen geübt wurde, haben die allermeisten es doch verstanden, auf weite Gruppen des Feldheeres Einfluß zu gewinnen, und es ist sicher, daß viele Urteile, die nachträglich, nach dem Verlust des Krieges, über sie gefällt wurden, im Falle eines glücklicheren Ausgangs unterblieben wären.

4

In diesem Zusammenhang sei noch ein Buch erwähnt, das, bereits 1919 erschienen, lange nicht die Verbreitung gefunden hat, die es verdient. Es ist der jetzt im 11. und 12. Tausend vorliegende Roman von Heinrich Lilienfein „Die feurige Wolke", ein Roman, der um seiner inneren Einstellung willen gerade von den Kreisen der „Christlichen Welt" verbreitet zu werden verdient.

Das Buch schildert uns in Thomas Lamparter einen jungen Geistlichen, der, eine friedliebende, weltabgewandte, allem Kriegerischen abholde Johannesnatur, den Anfang des Krieges in seinem stillen Dorfe verlebt und der erst durch seinen Studienfreund, den kriegsfrohen Divisionspfarrer Laiblin, fast wider seinen Willen in den Feldpredigerberuf hineingedrängt wird. Er bemüht sich, zunächst, wie es scheint, mit Erfolg, seine Aufgabe zu erfüllen: „den Mut wollte er beleben, das Vertrauen wecken, die Herzen wach und weit machen." Aber seine Tätigkeit befriedigt ihn schließlich nicht. Er fühlt als Lazarettpfarrer das Mißtrauen der Soldaten:

Kaum einer war davon frei. War es, weil er den Pfarrersrock trug? Weil sie ihn doch schließlich zu den Vorgesetzten, den Ärzten und Offizieren zählten? Und er gab sich doch gar nichts Besonderes, Hochfahrendes: er kehrte so wenig den Pfarrer heraus, sprach von Glaubensdingen nur mit äußerster Zartheit und nur, wo ihm einer wollend und verstehend entgegentastete. ... Woher dies oft verletzende, unergründliche Lächeln, wenn er von dem Großen sprach, für das sie duldeten und starben: vom Vaterland und vom Schutz der Heimat und der gemeinsamen Not? ... Es blieb nur ein kleines Häuflein, das er sich ganz eroberte; mit dem er sorgte und betete; für das er Briefe schrieb, Bücher beschaffte, Aufträge aller Art übernahm.

Unter schweren inneren Kämpfen ringt er sich zu der Erkenntnis durch, die in dem Kierkegaardschen Wort liegt: „Die Christenheit hat, ohne es selber recht zu wissen, das Christentum abgeschafft."

Christen nannten sich hüben und drüben, die sich mordeten, — was war aber aus dem Christentum geworden? Nur gerade soviel durfte davon gelten, als mit den politischen Forderungen der Zeit verträglich war!

So bekennt er denn in einer Karfreitagspredigt, die er in Vertretung seines Freundes Laiblin vor dem Divisionsstab hält:

Ob wir als Bürger der Zeit, als Vaterlandsfreunde und Kriegsleute den grauenvollen Krieg, in dem wir stehen, gutheißen und mitkämpfen — als Christen, heute, und wärs nur ein einziges Mal, wollen, o müssen wir am Todestag des Heilands uns vor ihm demütigen und bekennen: Vater, vergib uns; denn wir wissen nicht, was wir tun! Und die Liebe, die von uns mitgekreuzigte Liebe am Kreuz, wird mit uns rufen: Vater, vergib ihnen! und der Vater, der selber die Liebe ist, wird mit uns verfahren nicht nach seinem gerechten Zorn, sondern nach seiner unerschöpflichen Barmherzigkeit!

Der Divisionskommandeur tritt unmittelbar nach dem Amen der Predigt erregt vor, winkt barsch zur Kanzel und zu den Mannschaften und spricht:

Kameraden! Ich halte es für nötig, der eben gehörten Rede des Herrn Pfarrers ein Wort hinzuzufügen, ehe wir auseinandergehen! Der Herr Pfarrer hat, der düsteren Stimmung des Karfreitags sich hingebend, uns zu dem Bekenntnis aufgefordert: „Vater, ver-

gib uns, denn wir wissen nicht, was wir tun!" Ich möchte nicht, daß das mißverstanden wird. Ich glaube, wir deutsche Soldaten an der Front, wir wissen sehr wohl, was wir tun! Wir schützen in einem Krieg, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat, unser geliebtes Vaterland bis zum letzten Blutstropfen — als gute Christen und deutsche Männer! Das walte Gott!

Dem Pfarrer wird gleich darauf von einem Offizier mitgeteilt: „Der Herr General lassen bitten, von weiteren Gottesdiensten, jedenfalls für heute, abzusehen!"

Ein Konflikt droht auszubrechen, der mit einer zwangsweisen Beurlaubung des Pfarrers geendet hätte, denn Lamparter, dem nahegelegt wird, von sich aus den General aufzusuchen und ihm einige beschwichtigende Worte über die Karfreitagspredigt zu sagen, weigert sich, dies zu tun.

„Mir", so sagt er dann seinem Freunde Laiblin, der seine Aufgabe als Feldprediger darin sieht, „das Pflichtbewußtsein zu stärken und mit der Gottesfurcht die rechte Vaterlandsliebe zu pflanzen", und der darum Lamparter in schroffer Weise wegen der Karfreitagsausführungen zur Rede stellt:

Mir ists nicht eingefallen, irgendwen zum Ungehorsam zu bereden oder die Pflicht gegen das Vaterland anzutasten und gegen diesen Krieg, der über uns verhängt ist, zu eifern. Aber ich als Christ, ich, als Nachfolger dessen, der für die Liebe und nur für die Liebe Mensch geworden und gestorben ist, darf das Bewußtsein der Sünde nicht verlieren — und Sünde ist dies planvollgraufige Morden! ist der Haß, der das Blut des Nächsten fordert und vergießt! Mag die Welt in solcher Sünde verstrickt sein — ich im besonderen, ein Jünger und Verkünder des Heilands der Liebe, kann nicht zweierlei Wahrheit bekennen! Unwahrhaftiger ist nichts in diesem Krieg als die Stellung von uns Geistlichen, wenn wir glauben, Sendboten der Gewalt und Sendboten des Kreuzes zugleich sein zu können! Denn wir sind aufs Kreuz eingeschworen und nicht aufs Schwert!

Infolge der Eindrücke des Krieges, seiner seelischen Kämpfe und der Aufregungen der letzten Stunden erleidet Lamparter einen Nervenzusammenbruch. Er stürmt in die Nacht hinaus. Über Gräber. Durch Drahtverhaue. Besinnungslos bricht er in der Nähe der vorderen Linien zusammen.

In einem Badeorte seiner Heimat findet er in einer von einem alten Pfarrer Schnaith geleiteten Anstalt Aufnahme und seelische Heilung. — In Schnaiths Sohne Wilhelm wird uns neben dem Kriegspfarrer Laiblin und neben Lamparter, der sich nach schweren Seelenkonflikten zur inneren Ablehnung des Krieges hindurchringt, ein dritter Feldgeistlicher geschildert, der, ohne die Kämpfe Lamparters durchgemacht zu haben, schon vor seinem Eintritt als Feldgeistlicher in der Überzeugung lebte, daß Christentum mehr als die Religion der Vaterlandsliebe, daß es die Religion der bedingungslosen, ewigen Gottesliebe sei, und der darum, in der Erkenntnis der Gottverlorenheit dieser kriegsdurchschütterten Welt seine Aufgabe als Feldgeistlicher nur darin sah, „die Leidenden zu trösten, die Sterbenden zu erquicken".

Lilienfeins Werk, an Kraft der Darstellung stellenweise hinter anderen Kriegsbüchern zurückstehend, führt in eine Fülle scharf beobachteter Gestalten und Situationen ein, und es zeigt einen so tiefen religiösen Ernst, daß man dem Buche nur die weiteste Verbreitung wünschen kann.

5

Wir stehen mitten drin im Kampfe um die Sinndeutung des Weltkrieges. Um eine Sinndeutung des Krieges haben sich bereits die besten unter den Feldpredigern bemüht, und darum müssen wir gegen die schablonenhafte Darstellung der Feldprediger etwa bei Zweig protestieren. Gewiß, jene Männer sind letztlich gescheitert in ihren Auslegungen des Sinnes des Weltkriegs, sie mußten scheitern, denn sie standen noch zu sehr in der katastrophalen Flut der Ereignisse drin. Die Ereignisse waren mächtiger als die Menschen.

Eine positive Sinndeutung des Krieges bringt auch keins der vielen Kriegsbücher, auch nicht das Buch von Lilienfein, das den Krieg lediglich negativ als Gericht, als Offenbarung der Gottesferne der heutigen Christenheit wertet. Gottes Gericht aber ist immer zugleich Gnade, und darum muß auch in dem furchtbaren Erleben des Weltkriegs ein positiver Sinn beschlossen sein.

Binding, der wahrlich kein Kriegsverherrlicher ist, hat recht, wenn er in seinem Tagebuch 1917 schreibt:

Und dann (nämlich zugleich mit der Erkenntnis der Entsetzlichkeit des Kriegsgeschehens) kommt wieder dieses ganz seltsame Empfinden: daß man doch keines dieser Jahre missen möchte in seinem Leben; daß man nicht wünscht, während dieser Zeit, während eines Teiles dieser Zeit auf einer glücklichen Insel gesessen zu haben; daß man gerade durch die Länge des Ertragens zu gewinnen hofft; daß man auch bei noch Schlimmerem, noch Abstoßenderem dabei sein will — aus Widerstand, aus Lust an Dingen, die zum Äußersten führen. Als ob doch in all dem etwas Positives, ein Gewinn, ein Wert, eine Wandlung liegt.

Was Binding hier in sozusagen profanen Worten sagt, deckt sich mit der Gewißheit des religiösen Menschen, daß auch das scheinbar Sinnlose einen Sinn enthalte, auch wenn uns dieser Sinn unbegreiflich ist und vielleicht auch bleiben wird.

In diesem Glauben, mögen sie ihn auch nicht klar empfunden haben, sind die Besten unter den Toten des Weltkrieges hüben wie drüben gefallen.

Und darum protestieren wir gegen den Versuch, ein Werk wie das von Remarque mit seiner völligen religiösen Leere als das Vermächtnis der Toten des Weltkriegs hinzustellen.

Ein Werk, das wir als das Vermächtnis der Toten des Weltkriegs anerkennen können, wird ohne tiefen religiösen Gehalt nicht denkbar sein. Es wird nur geschrieben werden können von einem großen Gestalter, der, ohne von einem engen Standpunkt aus abzuurteilen — sie urteilen ja Alle ab, Zweig und Remarque, Lilienfein und Jünger, jeder von seinem Standpunkt aus — vielmehr mit großer einfühlender Liebe Freund und Feind, das Grausige und das Erhabene des Weltringens umfaßt und doch zugleich in aller Gottesferne des Krieges den die Menschen suchenden Gott ahnen läßt.

Bremerhaven Ernst Walter Schmidt

Heinrich Sohnrey

Wenn einmal die Geschichte der sozialen und kulturellen Einwirkung der verschiedenen Berufsstände auf das geistige, sittliche, materiell gesunde Leben des Volkes geschrieben wird, dürfte der Lehrerstand an erster Stelle stehen. Wohin man immer die Blicke wendet, überall sieht man gerade die Lehrer in hervorragendster, fruchtbarster und glücklicherweise auch erfolgreichster Arbeit an der Gesunderhaltung, sozialen Besserung, kulturellen Vertiefung der Nation. Auch Heinrich Sohnrey, der Begründer der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege, der kräftige Meisternachfahre unserer besten Dorferzählung, ist von Haus aus Lehrer, Dorfschullehrer und verdankt einen großen Teil seiner Wirkung dem besonderen pädagogischen Wissen und Können, das durch das Seminar und die praktische Lehrerzeit in sein Inneres gepflanzt wurde. Wir haben uns viel zu sehr daran gewöhnt, den Lehrer stets aus der Perspektive unserer Schulerinnerungen zu sehen: Sohnreys Leben und Wirken zeigt uns wieder einmal, wie sehr der Lehrer der Mittelpunkt echten, höheren Volkstumsdaseins ist, weil sein volkliches Wesen nicht vom Methodischen des Lebensberufs erdrückt, sondern dieses von jenem durchblutet wurde.

Dies ist wohl auch das Geheimnis der tiefen und breiten Wirkung des Lehrerstandes, daß er sich in seinen besten

Vertretern die enge, naturhafte Bindung an das Volkstum gewahrt hat, weil er ständig aus dem Volke herkommt, sich ergänzt und erneut. Auch Heinrich Sohnrey ist ein Kind des einfachsten, des besitzlosen Landvolkes. Im stattlichen Dorf Jühnde zu Füßen des Hohen Hagen im südhannoverschen Weserberglande als ein Sonntagskind geboren, erfuhr der Knabe, der von früh an bei der Arbeit mithelfen mußte, die ganze Not und die Volkstumserdrosselung, die durch die Gemeinheitsteilung und Verkoppelung der Allmende für die besitzlosen Dörfler hervorgerufen wurde, am eigenen Leibe. Wenn nicht der tatkräftige Pfarrer Gieseke seine Begabung trotz der schlechten Dorfschule erkannt hätte, wäre Sohnrey den Weg des Dorfproletariats gegangen: zur Großstadt, in die Fabrik, in das ewige Leid der Unterdrückung besten inneren Hochstrebens. Nun konnte er Lehrer werden, auf der Präparandenanstalt in Ahlden an der Aller und nach 3½ Jahren auf dem Seminar in Hannover. Hier erwachte im Achtzehnjährigen schon der schriftstellerische Trieb: er arbeitete bereits zum Ärger seines Direktors an Weichelts „Hannoverschen Geschichten und Sagen" mit und erzählte in einer hannoverschen Zeitung seine erste Liebesgeschichte aus seinem Heimatdorfe, die er kurze Zeit danach mit anderen Geschichten und Gedichten zu einem ersten, später verleugneten Büchlein „Dämmerstunde" vereinte.

Der zwanzigjährige Lehrer im Sollingdorfe Nienhagen auf der Weser stürzte sich voll Feuereifer auf die Volkskunde; „die Seele des Bauerntums und des dörflichen Lebens" durch Sprichwort, Redeweise, Sage, „Stippstörchen", Aberglaube, Ortsgeschichte, Sitte, Gebräuche, durch Mitarbeit am „Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung", durch die Begründung seiner ersten, handschriftlichen Zeitschrift „Am Urdsbrunnen", durch Vorträge in Lehrerversammlungen, die Herausgabe einer Schulausgabe des deutschen Sagenschatzes" (mit Fritz Kanebeer 1885) durch Verbindung des Geschichtsunterrichts mit der Heimatkunde. Hier legte er schon den Grund für seine Lebenswirkung im Schulwesen, die nach fast dreißig Jahren zur „Zeitschrift für das ländliche Fortbildungsschulwesen" und zu seinem großen ländlichen Heimats- und Wohlfahrtspflegeprogramm führen sollte. Dieser Trieb nach Erfassung der ländlichen Volkskunde verlangte freilich größere Bildung; der junge Lehrer nutzte erstes selbstverdientes Geld, sich mit zweijährigem Urlaub 1885 in Göttingen zum germanistischen, historischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen Studium einschreiben zu lassen.

Als Student heiratete er eine prächtige Nienhagenerin, die ihm nach glücklichster Ehe, als Mutter von acht Kindern, 1917 entrissen wurde, die treueste Helferin seiner Lebensarbeit. Die Pflichten als Ehemann und Vater zwangen ihn nach dem Studium zwar noch einmal in den für seine Kräfte zu begrenzten Lebensberuf nach Möllensen am Hildesheimer Wald, mitten in die Nüchternheit einer rationell wirtschaftenden, dem Volkstum bereits entfremdeten Zuckerrübengegend. Er hielt es nur zwei Jahre aus, dann wagte er den Sprung ins freie Schriftstellerdasein, mit Übersiedlung nach Northeim, hatte er doch schon 1886 und 88 seinen großen Friedesinchen-Roman „Die Leute aus Lindenhütte", „Friedesinchens Lebenslauf" und „Hütte und Schloß" vollendet und arbeitete er doch am großen Meineids-Dorfroman „Verschworen—Verloren", der heute „Philipp Dubenkropps Heimkehr" heißt. Es waren harte Zeiten, die sich erst in Hildesheim mit Herausgabe des „Hildesheimer Sonntagsboten" besserten und im Glück der Anstellung als Redakteur der „Freiburger Zeitung" im schönen Freiburg im Breisgau seit März 1890 ihr Ende fanden.

Das war es, was Sohnrey, der bisher nie seiner Heimat Grenzen verlassen hatte, noch fehlte: die Kenntnis eines anders gearteten Volkstums. Mit Leidenschaft stürzte er sich auf die Volkskunde des deutschen Südens. Heinrich Hansjakob nutzte ihn für die Wiederbelebung der bäuerlichen Volkstrachten. In seiner Zeitung richtete er selbst einen überaus fruchtbaren Briefkasten für volkskundliche Fragen ein und schrieb in vierundzwanzig Leitartikeln eine zusammenhängende Darstellung über den „Zug vom Lande und die soziale Revolution", in der er die Zeichen der Zeit in der bedrohlichen Landflucht richtig deutete und die Regierungen und Volksvertretungen warnte. Schließlich rief er zur Gründung eines Vereins zur Pflege des ländlichen Volkstums auf, begann neben seiner Redaktionsarbeit die Herausgabe der Zeitschrift „Das Land", in der er sein großzügiges sozialpolitisches Reformprogramm ohne parteiliche Bindung propagierte. Diese Arbeit trug ihm den Ruf nach Berlin an Friedrich Langes damals aufblühende „Tägliche Rundschau" 1894 ein und zugleich das Interesse des Ministerialdirektors Thiel im Landwirtschaftsministerium, der ihm die „Zentralstelle für Wohlfahrtspflege auf dem Lande", die Sohnrey seit 1896 leitet, ermöglichte. Hier bildete Sohnrey „das freiwillige Zusammenwirken aller Bevölkerungsklassen", allein oder mit den Behörden „zur Verhütung oder Beseitigung von wirtschaftlichen Übelständen und zur Gesundung und Erstarkung des Landvolkes in sozialer, körperlicher und geistig-sittlicher Beziehung" aus. Unendlicher Segen ist von dieser Arbeit Sohnreys ausgegangen; wer sein Werk, den „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege", das „Landarbeitsarchiv" studierte und sein Wirken auf dem Gebiete der inneren Kolonisation zur Bekämpfung der Landflucht, der gesamten ländlichen Siedlung in Posen, Westpreußen, im Reich, seine Vorträge, Schriften, Zeitschriften kennt, der weiß, daß Sohnrey einer der besten Führer und tatkräftigsten Praktiker zur Gesunderhaltung deutschen Landvolkes gewesen ist und ist. Nach seinem Vorbild muß auch in aller Zukunft gearbeitet werden.

Denn er verlor niemals die innere Verbindung mit dem menschlichen Wesen des Landvolkes. Er wurde nie ein Mann des grünen Tisches, nie ein Parteipolitiker. Davor bewahrte ihn seine Jugend, seine Herkunft wie seine Freude an der Volkskunde, sein Volkserziehertum, wie schließlich seine dichterische Intuition. Nachdem er in der „Zentralstelle für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege" den Mittelpunkt seiner Lebensarbeit gefunden hatte, konnte er nun in die Breite wirken: als Volkskundler, als Volkserzieher und als Volksschriftsteller.

Der Volkskundler hat seine das ganze Leben hindurch anhaltende Forscher- und Sammlertätigkeit in drei Büchern vereint: in den „Sollingern" (1924) gibt er die Volkskunde dieser zwischen Harz und Weser gelegenen Bergwaldlandschaft, im „Lachenden Dorf" (1927) ward er dem Humor der Heimat gerecht, in „Tschiff, tschaff, toho!" (1929) schildert er uns die Sonderlinge, die Sagen, Sitten, Gebräuche des Sollings. Mit E. Kück stellte er „die Feste und Spiele des deutschen Landvolkes" zusammen. Vor allem aber füllte er seine Zeitschriften ständig mit dem nahrhaften Wasser der Volkskunde.

Als Volkserzieher wirkte er praktisch gegen die Trunksucht auf dem Lande, für die Dorfkirchenbewegung, der er die Monatsschrift „Die Dorfkirche" gründete, sorgte er für „Dorfbibliotheken", ein in heutiger Zeit besonders notwendiges Unternehmen, förderte er die Erhaltung und den Ausbau bäuerlicher Hauskunst und Hausmöbel, vorbildlich zusammengefaßt in dem Sammelwerk „Die Kunst auf dem Lande" (2. Auflage 1929 bei Velhagen & Klasing, Bielefeld), weckte er wieder die Freude an volkstümlicher, edler Geselligkeit. Ihm verdanken wir die Neubelebung der Oster- und Johannifeuer, der Dorftheater, für das er selbst zwei Stücke „Dorfmusikanten" und „Düwels" schrieb, und der er die Reihe

dörflicher Theaterstücke „Die Dorfbühne“ gründete. Als sich seinen publizistischen Notwendigkeiten verlegerische Schwierigkeiten entgegenstellten, schritt er zur eigenen Verlagsgründung, der berühmten Deutschen Landbuchhandlung in Berlin, von der das ländliche Volk nun mit der „Deutschen Dorfzeitung“, dem Jahrbuch „Die Landjugend“, der Buchreihe „Deutsche Dorfgeschichten“, vor allem aber mit seinen eigenen erzählenden Werken reich und vorbildlich versorgt wurde.

Dieser in einer so umfassenden Tätigkeit völlig aufgehende Mann hatte noch Kraft — erstaunlich, doch bei allen hervorragenden Menschen üblich, über das Maß arbeiten zu können — als Erzähler seinen sozialen Reformwillen Leben, Anschauung, Gestalt, Wirkung werden zu lassen. Es war der Strom seines Lebens, der nach allen Seiten aus eigenem Erfahren dem Volke dienen wollte. Indem er Friedesinchen ihren Lebenslauf als einfaches Dorfmädchen innerhalb ihrer Familie und Heimat erzählen ließ, indem er den ewigen Gegensatz von Hütte und Schloß aufbaute, enthüllte er das Leben, das seine sozialreformerischen Forderungen ganz natürlich verlangte. Er erzählte ohne Tendenz, in schlichtem Realismus, weil der Wahrheitstrieb der Ansporn all seines Idealismus war! Dadurch wurden seine Romane auch künstlerisch einwandfrei und erhoben sich im „Bruderhof“ (1897) zu ihrer besten Höhe. Im Kampf zweier Brüder um den väterlichen Hof und dasselbe Mädchen zeigt sich die echte Natur des hannoverschen Landvolkes, das das Meineidsthema des 1890 veröffentlichten Romans „Philipp Dubenkropps Heimkehr“ schon in der ewigen Not und Recht und Gnade veranschaulicht hatte. In vielen kleinen Erzählungen und Novellen, die Sohnrey in verschiedenen Bänden „Im grünen Klee — im weißen Schnee“, „Die hinter den Bergen“, „Die Geschichte vom schwarzbraunen Mädelein“ vereint hatte, glückte ihm wiederholt eine einzigartige Gestaltung der niedersächsischen Dörfer und ihrer Bewohner. Sein späteres, erst nach langer, durch seine praktische Arbeit bedingter Pause erzählerisches Werk wandte sich den Erlebnissen zu, die ihm nun Berlin zutrug: In „Grete Lenz“ (1909) erzählt ein Großstadtkind die Straßen erfahren muß, in den „Fußstapfen am Meer“ (früher „Die Lebendigen und die Toten“) formt sich das Grenzlandproblem in irdischer wie seelischer Hinsicht, das Kassubentum der Halbinsel Hela gegenüber dem Deutschtum, beide dargestellt in der Gestalt eines verwitweten Akademikers und einer jungen Fischerswitwe, die den Weg nicht aus dem einen Land ins andere finden können. — Neben diesen tiefernsten, ergreifenden Lebensbüchern suchte Sohnrey, hier ebenfalls ein Lehrer des Volkes, auch als Erzähler stets auf die Jugend zu wirken: seine Jugendbücher „Wenn die Sonne aufgeht“, „Draußen im Grünen“, „Der Hirschreiter“ haben sich längst das Herz der Jugend erobert, die noch die Liebe zur Heimaterde bejaht.

Überschaut man heute das Lebenswerk Sohnreys, so versteht man, daß dem Reformator, dem ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpfleger und Volksschriftsteller schon vor Jahren die Ehrungen des Professortitels, der philosophischen und staatswissenschaftlichen Doktordiplome von Königsberg i. Pr. und Tübingen zu Teil werden. Über diese Ehrungen hinaus hat Sohnrey sich aber die Liebe des deutschen Landvolkes erworben: er hat sie wie nur wenige Deutsche verdient. Möge sein praktisches und geistiges Werk in Stadt und Land, im Norden wie im Süden weiter so reiche Früchte tragen wie bisher.

Berlin Hanns Martin Elster

Hausfrau und Hausgehilfin

Das kommende Hausgehilfengesetz

Der soeben dem Reichsrat zugegangene Regierungsentwurf des Hausgehilfengesetzes baut auf dem vielfach scharf kritisierten Referentenentwurf vom Juni 1928 auf, bildet aber einen Fortschritt: in dem Bestreben, mehr den Besonderheiten des Haushalts Rechnung zu tragen, berücksichtigt er in weitem Maß die inzwischen lautgewordenen Wünsche. Ohne Unterschied zwischen niederen und höheren Diensten, die Begriffe „Dienstbote“ und „Gesinde“ nicht mehr kennend, regelt er das Recht der mit hauswirtschaftlichen Arbeiten oder persönlichen Diensten gegen Entgelt oder zur Ausbildung beschäftigten Hausgehilfen und Hausangestellten, auch soweit sie nicht im Hause wohnen, aber dauernd und überwiegend für denselben Arbeitgeber beschäftigt sind. Ausgenommen sind Lehrer, Erzieher, selbständige Haushaltleiter und solches Hauspersonal, das außerdem nicht nur aushilfsweise oder vorübergehend landwirtschaftlich beschäftigt ist. Zur Klarstellung, wem die Arbeitgeber-Verpflichtungen obliegen, schafft der Gesetzentwurf den Begriff „Haushaltleiter“. Das ist die Ehefrau oder der vom Haushaltsvorstand ausdrücklich Beauftragte. Die vielumstrittene Frage des

Ausweises,

der sich seit dem mit der Aufhebung der Gesindeordnung 1918 erfolgten Wegfall der Dienstbücher namentlich in Großstädten als wünschenswert erwiesen hat, löst das Gesetz mit einem Kompromiß: es überläßt es den Landesregierungen, für Orte mit mehr als 100 000 Einwohnern behördliche Ausweise mit Lichtbild und Unterschrift vorzuschreiben. Bedeutsam ist der

Arbeitsvertrag,

der abweichender Vereinbarung nur zugänglich ist, soweit das Gesetz sie ausdrücklich zuläßt oder sie ohne Änderung zugunsten des Arbeitnehmers enthält. Arbeitnehmern unter 18 Jahren kann der Arbeitgeber Anweisungen über ihr Verhalten auch außerhalb des Hauses erteilen; er hat sie zu gesundem, sittlichem Leben anzuhalten und ihre Aus- und Fortbildung zu fördern. Neue Wege sucht das Gesetz zu der bisher schwierigen Befriedigung von

Schadenersatzansprüchen:

bei grober Fahrlässigkeit haftet der Arbeitnehmer bis zum halben Monatsgehalt (weitergehende Abrede ist ungültig, Aufrechnung zulässig). Bei vorsätzlicher Schadenzufügung ist die Haftung unbeschränkt. Der Barlohn wird nachträglich in vereinbarten, mindestens monatlichen Zeitabschnitten gezahlt. Kost und Schlafraum müssen gesund und angemessen sein (eigenes Bett, angemessene Waschgelegenheit!). Die Arbeitszeit legt das Gesetz nicht fest, gibt aber dem Arbeitnehmer einen unabdingbaren Anspruch auf jährlichen

Urlaub und auf Arbeitsfreizeit

in hellem, warmen Raum, auf Nachtruhe von mindestens 9, für Jugendliche 10 Stunden. Kürzung oder Unterbrechung ist nur ausnahmsweise statthaft und in den folgenden Tagen auszugleichen. Als Freizeit sind an einem Wochennachmittag 4 Stunden, jeden zweiten Sonntag von 15 Uhr an zu gewähren. Für zwei Nachmittage kann ein Tag vereinbart, auch ausnahmsweise vom Arbeitgeber Verlegung der Freizeit verlangt werden. Urlaubsanspruch beschränkt sich auf Arbeitnehmer in häuslicher, in neun Monaten nicht unterbrochener Gemeinschaft, jedoch — im Gegensatz zum letzten Entwurf — ohne Rücksicht darauf, ob das Arbeitsverhältnis während des Urlaubsjahres endet: er entfällt nur, wenn der Arbeitnehmer vor Ablauf der ersten Hälfte des Urlaubsjahres das Arbeitsverhältnis ohne wichtigen Grund auflöst oder aus

wichtigem Grund entlassen wird. Der Urlaub beträgt — bei Gehalt und Kostgeld — in den beiden auf die neun Monate folgenden Jahren je eine Woche, später je zwei Wochen. Der Arbeitnehmer ist zur Arbeitsleistung „nach besten Kräften" verpflichtet; vorübergehend Erkrankte muß er pflegen und bedienen, sofern nicht seine eigene Gesundheit dadurch erheblich gefährdet wird, dauernd Kranke nur bei ausdrücklicher Vereinbarung. Bei eigener

Erkrankung

hat er, wenn er mindestens einen Monat in der Stellung ist, Anspruch auf Gehalt für 14, sonst für drei Tage — beides recht knappe Zeiträume. Kann er nicht in einem Krankenhaus untergebracht werden, so ist ihm in der Regel bis zu sechs Wochen Wohnung, Kost und die notwendige Pflege zu gewähren, auf deren Kosten der Arbeitgeber bis zu einem Monatsgehalt anrechnen kann. Wichtig ist die den Vorschriften für gewerbliche Arbeiterinnen nachgebildete, seiner Zeit besonders wegen des mangelnden Schutzes der Hausfrauen gegen verheimlichte Schwangerschaft scharf kritisierte Regelung von

Wöchnerinnen- und Mutterschutz.

Abgesehen von dem Beschäftigungsverbot binnen zwei Wochen nach der Niederkunft hat die Arbeitnehmerin das Recht, auf Grund ärztlichen Zeugnisses vier Wochen vor — ein etwas ungewisser Zeitraum! — und zwei Wochen nach der Niederkunft die vereinbarte Arbeitsleistung, schwere körperliche Arbeit auch noch vier weitere Wochen zu verweigern. Anspruch auf Wohnung und Kost behält sie, falls nicht das „freudige Ereignis" unmittelbar bevorsteht, für längstens drei Tage. Dasselbe gilt, wenn sie, gleichfalls auf Grund ärztlichen Zeugnisses, in der dritten bis sechsten Woche nach der Niederkunft die Arbeit verweigert. Lehnt sie jedoch in dieser Zeit lediglich schwere körperliche Arbeit ab, so behält sie den Anspruch auf alle Leistungen. Besteht das Arbeitsverhältnis länger als sechs — im Referentenentwurf waren es nur drei! — Monate, so bilden Schwangerschaft und Niederkunft keinen Grund zur fristlosen Entlassung. Ist jedoch dem Arbeitgeber die Fortsetzung des Arbeitsverhältnisses nicht zuzumuten, so kann er jederzeit mit 14 Tagen Frist kündigen. Aber auch die Hausfrau, die ihrer Niederkunft entgegensieht, schützt der Entwurf: in den vier Wochen vor- und den zwei Wochen nachher kann die Arbeitnehmerin nur aus erheblichem Anlaß kündigen. Einen Fortschritt zeigen auch die

Kündigungsvorschriften:

bei Hausgehilfen ist sie nur zum Kalendermonatsschluß, bei Hausangestellten nur zum Kalendervierteljahrsschluß zulässig und muß bis zum 15. des Monats bzw. des Vormonats erfolgen. Dagegen ändert sich nichts an den Bestimmungen über fristlose Kündigung. Wichtig sind noch die besonderen

Schutzbestimmungen:

Verbot der Arbeit Jugendlicher in der gesetzlichen Schul- und Berufsschulzeit, Minderjähriger bei sittlich bedenklichen Personen und von Kindern unter zwölf (warum nicht vierzehn?) Jahren überhaupt, von 12 bis 14 Jahren zwischen 20 und 7 Uhr und während des Morgenunterrichts, wobei die Beschäftigung drei Stunden, während der Schulferien vier Stunden täglich nicht überschreiten darf. Die im Referentenentwurf vorgesehene, besonders scharf kritisierte

amtliche Überwachung des Haushalts

ist erheblich eingeschränkt. Das Arbeitsschutzamt hat von Amtswegen nur einzuschreiten, wenn es sich um Kinder oder um Wöchnerinnen binnen zwei Wochen nach der Niederkunft handelt, sonst nur auf Anrufung. Wohnungsbesichtigung soll nur erfolgen, wenn die Klärung nur so möglich ist. Diese Neuerung beruht auf der Erkenntnis, daß eine zu weitgehende, praktisch auch kaum durchführbare behördliche Einmischung der im Haushalt unumgänglichen vertrauensvollen Zusammenarbeit gar zu nachteilig sein würde.

Emmerich Karl Ludwig Schimmelbusch

Vom Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen

Kassel 23. 24. August

Wenn das Gelingen und Mißlingen von Hauptversammlungen der sichere Maßstab für Aufstieg und Abstieg eines Vereins ist, dann hat der Deutsche Zweig des „Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen" einen kolossalen Aufschwung in den letzten zwei Jahren zu verzeichnen. Nach dem Tiefstand von Halle die bewegten Vollversammlungen in Heidelberg und nun in Kassel. Die Anwesenheit und Mitwirkung von zwölf britischen Gästen gab natürlich dieser Tagung eine besondere Note.

Die Aussicht auf diesen Besuch hatte die Tagesordnung wesentlich mit bestimmt. Neben Deißmann sprachen die Engländer Garvie und Drummond aus London am ersten Vormittag über das Thema: Was haben die deutschen Kirchen von den britischen und die britischen von den deutschen empfangen? Man soll das im nächsten Heft der „Eiche" nachlesen, wie ja überhaupt auf diesen zu erwartenden offiziellen Bericht nachdrücklich verwiesen werden muß.

Aber wenn so Viele sich **nolentes volentes** dabei zu beruhigen pflegen, daß man solche Zusammenkünfte entbehren und die Vorträge nachträglich lesen könne, so werden sie diesmal doch die schwer Benachteiligten bleiben. Der erste Nachmittag brachte die Themen: „Christliche Neuorientierung der Politik nach Versailles" und „Die seit Versailles auf dem deutschen Volke ruhenden Lasten." Dazu sprachen der Bischof von Ripon, unser Siegmund-Schultze und Professor Garvie von London. Und hier wird nun jeder Versuch einer auszüglichen Wiedergabe versagen, aber ebenso der stenographische Bericht. Es war eine Zwiesprache zwischen zwei Völkern, zwischen zwei Kirchen. Alles abgestimmt auf letzte Verständigung über die Punkte, die zwischen hüben und drüben seit dem Weltkriege heikel und schwer sind. Möglich allein auf Grund der gemeinsamen ideellen Voraussetzungen, wie sie vornehmlich der Lord-Bischof entwickelte, und auf Grund der persönlichen Fühlung und Gemeinschaft, die nun eben im Weltbunde durch den Krieg hindurch und über den Krieg hinaus bestanden hat. Was Siegmund-Schultze rückhaltlos und umfassend als Klage und Anklage für unser Volk vorzubringen hatte, das konnte in der Sache nichts Neues sein; es gibt ja weite Schichten unsers Volkes, die politisch und patriotisch von diesen Erfahrungen leben und sich im Zorn darüber verzehren; aber daß und wie er das sagte, wie er es den britischen Gästen und nicht nur diesen sagte, das war eine — Verzeihung! — so süße und reife Frucht seiner und unsrer christlichen Gesamthaltung in diesen Dingen, daß man bei allem Jammer nur von Herzen froh darüber sein konnte. Wenn er klagte und anklagte: „Dieser Krieg hatte unser deutsches Volk zum Frieden erzogen, dieser Friede hat es zum Krieg erzogen!" — schärfer und wahrer kann das nicht gesagt werden. Und nun eben darum die Notwendigkeit einer christlichen Neuorientierung der Politik, damit die Völker endlich den Frieden bekommen, den uns Versailles nicht gebracht hat. Aber was wäre Siegmund-Schultzes Rede gewesen, ohne die Antwort D. Garvies? Eines Engländers, der mit seiner christlichen Gesinnung und seiner Freundschaft für uns Deutsche durch den Krieg durchgehalten und zu jeder Zeit für diese Überzeugung sich und sein Ansehn eingesetzt hat. Wenn erst Hunderte von Engländern so in Deutschland und Hunderte von Deutschen so drüben in England sprechen und überall Verständnis finden werden — dann haben wir den Völkerfrieden.

Zunächst ist im Weltbund ein Stück gemeinsamer Boden gewonnen. Drüben jenseits des Kanals ist er eine kirchliche Organisation, welcher heute 10 000 Gemeinden angeschlossen sind und die andauernd wächst. (So auch bedeutet in Schweden der Weltbund die Stockholm und Lausanne übergeordnete, sie einschließende Organisation; es ist das in den Ländern ganz verschieden.) Bei uns ist der Weltbund ein Verein neben vielen andern, der Weg von der Konkurrenz zum Trust noch nicht gefunden. Aber ein Fortschritt ist offenbar da: seine Anerkennung durch die Kirchen. Erfreuliches Symbol dafür, daß der erste Geistliche der altpreußischen Landeskirche, Vizepräsident des Oberkirchenrats D. Burghart den Vorsitz der Deutschen Vereinigung übernommen hat. Er leitete bereits die Verhandlungen in Kassel, und wir sehen eine freundliche Verheißung für seinen Dienst an der Sache darin, daß wir unter seinem Vorsitz jene große Stunde haben erleben dürfen.

Nun sollen aber auch unsre Leser und Freunde wacker mit Hand anlegen. „Die Eiche" dürfte mindestens in den Lesezirkeln nicht fehlen. Jährlich vier Hefte 10 Mark. Mitglied des Bundes wird man durch den üblichen Jahresbeitrag.

Nachgetragen sei doch noch, daß die Plätze für die 3500 Menschen fassende Stadthalle, in der ein Volksabend stattfand, schon am Vormittag ausverkauft waren.

Marburg Martin Rade

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Der Einigungsplan für die süd-indischen Kirchen

Auf den Weltkirchenkonferenzen von Stockholm und Lausanne haben uns die Vertreter der jungen Kirchen in höchst eindrücklicher Weise klar gemacht, daß sie die alten kirchlichen Trennungen einfach nicht mehr mitmachen und keinesfalls auf ihren Gebieten weiter führen wollen. Auf der Jerusalemer Missionskonferenz ist dieser Eindruck womöglich noch verstärkt worden. Niemand, der in Lausanne war, wird den Protest vergessen, mit dem die Vertreter der jungen Kirchen die abendländischen streikenden Brüder mahnten, endlich eine Einigung zu suchen, die für das Abendland vielleicht wünschenswert, für das Missionsgebiet aber durchaus unentbehrlich sei. Die Einigungsbewegung erhält daher fortdauernd aus dem Missionsgebiet den drängendsten Antrieb. Der neueste kommt aus Indien.

Vor mir liegt der gedruckte Entwurf eines „Plan of Union", der die Grundlage für die kirchliche Einigung zwischen Anglikanern, der südindischen vereinigten Kirche und den Wesleyanern werden soll.

Das Einigungsproblem in Indien ist nicht etwa nur ein Missionsproblem, sondern es wirkt bereits in stärkster Weise auf die Heimatkirche zurück, vor allem auf das anglikanische Kirchentum, wie dies aus einem Artikel von Canon Guy Rogers im „British Weekly" hervorgeht. Die Umsetzung der Einigungsforderung von Lausanne in einen praktischen Vorschlag und der Appell der südindischen Kirche an die heimatlichen Kirchen, Stellung zu nehmen, wird sicherlich auch die Lambeth-Konferenz nicht nur beschäftigen, sondern beunruhigen.

Zum Verständnis dieses neuesten Einigungsplanes, der drei große Missionskirchen zu einer organischen Einheit verbinden will, diene Folgendes:

Im Jahre 1919 kamen 33, zumeist indische Vertreter der südindischen Kirche zusammen zur Besprechung einer solchen Einigung. In ihrem Bericht sagten sie: Wir glauben, daß Einigung im Willen Gottes liegt und schriftgemäß ist, daß sie in Jesus Christus zu finden ist und daß wir die Trennung nicht fortzusetzen brauchen, die wir nicht geschaffen haben. Schon damals wurde erklärt, daß in der zukünftigen geeinigten Kirche Platz bestehen müsse für das kongregationalistische, presbyterianische und episkopalistische Element.

Als Einigungsbasis wurde damals vorgeschlagen: das Alte und Neue Testament, das apostolische oder nizänische Bekenntnis, die zwei Sakramente und der historische Episkopat.

Dieser Vorschlag ging zurück an die einzelnen Kirchen. Die südindische, bereits vereinigte Kirche begrüßte ihn lebhaft und sah sogar die Möglichkeit einer Einigung mit den Thomas-Christen voraus, die sich dann allerdings zurückzogen.

Ebenso nahm die anglikanische Synode in Indien im Jahre 1920 den Vorschlag sympathisch entgegen, und endlich kamen auch die Wesleyaner hinzu. Durch die Bemühungen eines gemeinsamen Komitees wurde nun der gegenwärtige „Plan of Union" aufgesetzt und wird heute sozusagen der ganzen Christenheit, namentlich den älteren Kirchen, vorgelegt mit der Bitte, sich dazu zu äußern.

An der Ausarbeitung dieses Planes hat der Bischof Palmer von Bombay, sowie Rev. Banninga und der Bischof von Dornakal einen hervorragenden Anteil.

Dieser Plan ist durch einige Punkte bedeutsam, die in den bisherigen Einigungsbestrebungen nicht vorkamen.

Einmal dadurch, daß er auch die anglikanische Kirche einschließt, die zwar bisher wohl die andern zur Einigung eingeladen hatte, aber noch nicht die praktischen Schritte zu tun vermochte, die in der gegenwärtigen Lage nötig sind. Damit ist ein Zweites verbunden: Der Episkopat wird als zukünftige Form einer geeinigten Kirche praktisch angenommen.

Bemerkenswert ist der Plan auch dadurch, daß er Jesus und nicht die Formeln über ihn in den Mittelpunkt stellt. Die verschiedenen Kirchen sollen durch die Beugung unter seine Persönlichkeit zu einer Bruderschaft zusammen wachsen.

Wir sehen, daß die Weltkonferenz von Lausanne hinsichtlich Glauben und Verfassung stark auf die Ausarbeitung des Planes eingewirkt hat. Wenn neben der Bibel das apostolische oder nizänische Bekenntnis zugrunde gelegt wird, so soll das nicht in dem Sinne eines Bekenntniszwanges verstanden werden. Diese Glaubensbekenntnisse sollen gelten als Zeugen und als Schutz jenes Glaubens, in dem die geistige Erfahrung der Kirche niedergelegt ist, vor allem sollen sie ihre Bedeutung als Grundlage des Religionsunterrichtes behalten. Ausdrücklich wird eine wörtliche Behaftung des Einzelnen mit der Bekenntnisformel abgelehnt.

Auch in der Verfassung wirken die Lausanner Aufstellungen nach. Das geistliche Amt wird als eine Gabe Gottes angesehen. Es erfüllt sich im Episkopat, womit aber das presbyterianische und kongregationalistische Verfassungselement nicht ausgeschlossen werden soll. Auch soll der Episkopat einen konstitutionellen Charakter haben, und es soll mit seiner Annahme keine Theorie über diesen verbunden werden.

Gleichzeitig wird vorgeschlagen, daß die bereits im Amt befindlichen anglikanischen Bischöfe die zukünftigen Bischöfe der geeinigten Kirche sein sollen. Ebenso wie die Pfarrerschaft der anderen Kirchen den Grundstock der Pfarrerschaft der Gesamtkirche werden soll.

In der Wahl der Bischöfe haben die Diözesen und Synoden Maßgebendes zu sagen. Die Wahl wird vollzogen durch einen besonderen Rat, der aus der Synode gebildet wird und der die verschiedenen Vorschläge entgegen nimmt. Die Synode muß den Bischof bestätigen und ist für die Weihe verantwortlich. Jeder Bischof muß als Presbyter, wie die Pfarrer genannt werden, ordiniert sein.

Die geeinigte Kirche soll ihre volle Selbständigkeit erhalten und weder vom Staate noch von einer Gesellschaft abhängig sein. Dabei wird aber sehr auf die Beziehungen zu den alten heimatlichen Kirchen geachtet. Ebenso wird der Zusammenhang mit der ökumenischen Bewegung ins Auge gefaßt. Man erwartet daher ebensowohl eine Einladung an die Lambeth-Konferenz, wie an den Reformierten Weltbund. Diese Beziehungen stellen natürlich die heimatlichen Kirchen vor eigenartige kirchenrechtliche Probleme.

Eine vorläufige Probezeit von 30 Jahren soll den Übergang ermöglichen. Aus dem Verfassungsplan heben wir weiter folgende Punkte hervor: Der Presbyter ist der Pfarrer, dem die Predigt und die Verwaltung der Sakramente übertragen sind. Seine Wahl findet ohne eine schriftliche Bekenntnisverpflichtung statt.

Der Einigungsplan erneuert auch das Amt der Diakone als Assistenten und Helfer in äußeren Dingen. Damit wird ein besonderes kirchliches Laienamt geschaffen, dem die Evangelisation, die Laienpredigt, die Verwaltung und die Heilung übertragen ist.

Die Gemeindeleitung ist der Kirchgemeinderat. Über ihm steht der Diözesanrat, der aus Bischöfen und Presbytern besteht. Die Synode wird von einem Moderator geleitet. Der Moderator wird aber aus den Bischöfen gewählt. Hier kommt auch deutlich zum Vorschein, daß trotz der Anerkennung dreier verschiedener Elemente der bischöfliche Gedanke die Führung gewonnen hat. Der Moderator ist eine presbyterianische Einrichtung, und es war denkbar, daß in der Leitung der Kirchenverwaltung der Moderator eine gegenüber den Bischöfen gleichwertige Stellung hätte einnehmen können, wodurch wirklich der demokratische Gedanke trotz der Einführung des Bischofs zur Geltung gekommen wäre. Damit, daß der Moderator auch nur aus den Bischöfen gewählt werden kann, wird das prinzipielle Zugeständnis an die nicht bischöflichen Kirchen wieder hinfällig.

Hier setzen denn nun auch draußen und in der Heimat die Kämpfe ein. Die Protestanten werden gerade hier kaum von einer Gleichberechtigung ihres Beitrages an die neue Kirche reden wollen. Für die strengen Anglikaner, namentlich die Anglokatholiken in England, ist die apostolische Sukzession nicht genügend gewahrt und mit der Übergangszeit von 30 Jahren, während welcher eine weitgehende Anerkennung der bestehenden Ämter stattfindet, eine Lücke geschaffen, die auch ein Loch reißt in die Theorie der Gültigkeit des Amtes selbst. Bereits mobilisieren denn auch Anglokatholiken ihren Widerspruch gegen diesen Einigungsplan, der eine gefährliche Belastung der kommenden Lambeth-Konferenz zu werden verspricht.

Gegenüber andern Einigungsexperimenten, wie in Schottland und Canada, ist dieser Einigungsplan dadurch bedeutsam, daß er gleichsam der ganzen christlichen Welt als ein Kirchenproblem vorgelegt wird, das sie alle betrifft, soweit sie etwa die Lausanner Weltkirchenkonferenz mitgemacht haben. Der Ruf einzelner Vertreter der jungen Kirchen in Lausanne wird hier als Ruf einer neuen geeinigten Kirche, die werden will, wiederholt.

Obschon das sogenannte anglikanische Quadrilateral offenbar stark eingewirkt hat, atmet der Einigungsplan einen neuen Geist und sucht eine neue Synthese, namentlich der bisherigen verschiedenen kirchlichen Verfassungselemente. Wir sehen auch hier wohl, was uns auf dem Kontinente immer wieder erstaunt, daß die Verfassungsfrage für einen großen Teil des westlichen Christentums fast wichtiger ist als die theologische Frage. Der Kampfruf heißt dort nicht: orthodox — liberal, sondern: bischöflich — nicht bischöflich. Oder was auf das Gleiche herauskommt: institutionelle Kirche — spiritualistische Kirche.

Genf Adolf Keller

Wöchentliche Chronik

Eine internationale Christliche Pressekonferenz fand vom 21. August an in Basel statt.

Eine Internationale Finanzgenossenschaft für Protestantenhilfe beschloß die am 22. in Basel tagende internationale Konferenz für kirchliche Hilfswerke. Die Aufgabe der Genossenschaft soll in Gewährung von Darlehen an protestantische Kirchengemeinden sowie an bedürftige kirchliche Anstalten und in der Forderung von Liebeswerken in Europa bestehen. Die Genossenschaft soll ihre Tätigkeit in enger Zusammenarbeit mit der europäischen Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen ausüben. Die Not zahlreicher kirchlicher Hilfswerke ergibt sich aus dem hohen Zinsfuß von 12 Prozent und mehr, zu dem sie Gelder zu entleihen gezwungen sind. Die Neugründung soll diesem Notstand dadurch abhelfen, daß sie bedürftigen kirchlichen Anstalten und Kirchengemeinden Darlehen zu einem niedrigeren Zinsfuß abgibt. Die notwendigen Mittel sollen durch die Ausgabe einer unbeschränkten Zahl von Genossenschaftsanteilen sowie durch die Ausgabe von Obligationen oder die Eingehung ähnlicher Verbindlichkeiten beschafft werden. Die Konferenz beauftragte einen Vollzugsausschuß mit der weiteren Prüfung des Planes und gab ihm die Vollmacht zu seiner Durchführung. FZ 630

Der Reichsminister des Innern hat auf eine Eingabe des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses gegen die Zulassung von Glücksspielen in Kurorten erwidert, daß er sich nicht in der Lage sähe, einer Änderung der über die Zulassung von Spielbanken gegenwärtig geltenden Bestimmungen näher zu treten.

Die 449 Mitglieder des preußischen Landtages setzen sich zusammen aus 176 Evangelischen, 1 Baptisten (DM), 97 Katholiken (71 Zentrum, 9 DM, 6 Wirtschaftspartei, 3 SPD), 3 Juden (2 SPD, 1 DDD), 116 Dissidenten (85 SPD, 31 KPD), 27 Religionslose (7 SPD, 20 KPD), 29 ohne Angabe (20 SPD, 5 KPD).

In Mecklenburg ist ein Landeskirchlicher Ausschuß für Rundfunk gebildet worden.

Landeskirchentag und Landeskirchensenat von der lutherischen Landeskirche Hannovers haben ein Kirchengesetz über die Versetzung von Pfarrern aus dienstlichen Gründen angenommen.

Auch der Bischof von Würzburg wendet sich jetzt gegen die christlich-soziale Wochenschrift „Das neue Volk" (CW 16); den Alumnen und Priestern seiner Diözese wird jede öffentliche oder geheime Mitarbeit an dem Blatte, jede Förderung desselben, seiner Anschauungen und Einrichtungen verboten. Als Grund wird angegeben: die Ablehnung der bischöflichen Lehrautorität, der unchristliche und unmögliche Radikalismus und die fortgesetzte verletzende Kritik an Männern und Einrichtungen des katholischen Lebens.

Anhänger der Ernsten Bibelforscher sind wegen Übertretung der Polizeiverordnung über die äußere Heilighaltung der Sonn- und Feiertage verurteilt worden, weil sie am Sonntag religiöse Drucksachen zum Kauf angeboten haben; das Kammergericht hat die Revision verworfen.

Der Verein Frauenhilfe für St. Marien in Lübeck hat mit der Gründung von Siedlungshäusern für kinderreiche Familien begonnen.

Im Wintersemester 1928/29 waren an den deutschen Hochschulen 113 042 Studenten immatrikuliert gegen 71 000 in 1911, darunter 13 359 weibliche (2515). Davon entfallen auf die Universitäten 82 258 (weibliche 12 303), die technischen Hochschulen 22 050 (513). Fast ganz evangelische Studentenschaft haben Halle und Jena (5% katholisch, 1% Juden). Der nichtevangelische Teil beträgt bei Kiel 9 und 0,7, Rostock 8 und 1,13, Marburg 11,30 und 0,81, Göttingen 10,87 und 0,96, Königsberg 9,87 und 2,74, Leipzig 4,77 und 3,30, Hamburg 6,69 und 4,78 (dazu 7,27 anderer oder gar keiner Religionsgemeinschaft), Berlin 13,12 und 11,27, Frankfurt 26,35 und 8,82. Die anderen Universitäten haben stärkeren katholischen Anteil; ungefähr den gleichen mit den Evangelischen Bonn, Breslau, München, Freiburg, überwiegenden Köln, Düsseldorf, Münster und Würzburg. Von den evangelischen Theologiestudenten sind 1/12 Frauen, unter 1849 Studierenden der katholischen Theologie nur 5.

In Essen hat sich eine Sekte „Namenlose Gemeinde" gebildet, deren Anhängerinnen in die Krankenhäuser eindringen, um durch Handauflegen, Singen und Beten die Kranken gesund zu machen, so daß Polizei gegen sie aufgeboten werden mußte.

In Basel-Stadt ist durch eine gesetzliche Volksabstimmung mit 10 000 gegen 3500 Stimmen entschieden worden, daß erstens vor 8 Uhr morgens kein Branntwein mehr verkauft werden darf, zweitens daß die Animierkneipen abgeschafft werden, und drittens daß bei Errichtung neuer Schankstätten die Bürger ihre Zustimmung zu geben haben.

Im Benediktinerstift Einsiedeln ist am 17. April ein Gebetsbund errichtet worden, dessen Mitglieder sich vornehmen, an jedem Tage ein noch so kleines Gebetchen für die Wiedervereinigung im Glauben in der Schweiz zu verrichten. Der Bund hat den päpstlichen Segen und viele Ablässe erhalten. In dem Aufruf heißt es: „Selbstverständlich müssen wir zum Vornherein auf die Mitarbeit eines Jeden verzichten, dem es nicht gegeben ist, in Wort und Schrift jede lieblose und verletzende Äußerung zu unterdrücken, selbst dann, wenn einmal auf der anderen Seite eine unüberlegte Bemerkung fallen sollte. Als unwandelbares Grundgesetz kann hier nur Eins gelten: Eine heilige christliche Liebe gegen Alle. Von Zeitungsfehden kann und darf zum Voraus keine Rede sein."

In der unierten evangelischen Kirche für Posen und Pommerellen ist die Zahl der Abendmahlsgäste von 58% in 1924 auf 73 1/2% in 1926, in Polnisch-Oberschlesien von 65 auf 71% der evangelischen Bevölkerung gestiegen. Die Zahl der Geburten ist gesunken, dagegen die Zahl der unehelichen Geburten etwas gestiegen: von 10.87 auf 11,25% in Posen und Pommerellen, in Polnisch-Oberschlesien von 5,14 auf 4,84% gesunken.

Der polnische Freidenkerverein wurde auf Verfügung des Innenministeriums aufgelöst und seine Provinzialfilialen, von denen auch eine in Lodz besteht, liquidiert. Auch das in Warschau erscheinende Organ der Freidenker mußte seine Erscheinen einstellen.

In dem an Polen abgetretenen Gebiet waren 1910 unter 2 962 405 Seelen 903 939 Evangelische, darunter Posen 557 521, Westpreußen 316 092, Ostpreußen 17 894, Pommern 162. In Posen und Pommerellen sind jetzt noch rund 300 000 Evangelische, also 2/3 abgewandert; in Stadt Posen 6000 gegen 60 000, also 9/10 abgewandert. In Polnisch-Oberschlesien sind die 55 372 Evangelischen durch die Abtretung auf 37 500 Seelen in 20 Gemeinden mit 24 Pfarrstellen zusammengeschmolzen. PZ

Der Verbrauch von Monopolbranntwein stieg in Rußland von 1925/26 bis 1927/28 von 1,7 auf 3,6 Liter auf den Kopf der Bevölkerung und beträgt jetzt 82,8% des Vorkriegskonsums. Die Staatseinnahmen aus dem Alkoholverkauf stiegen von 1924/25 bis 27/28 von 5,3 auf 12% des Gesamtetats gegen 25 bis 30% vor dem Krieg.

Das Höhlenkloster in Kiew wird in eine „Museumstadt" umgewandelt, die Kirchenschätze werden Ausstellungsobjekte. Das Museum soll Zentrum der kirchenfeindlichen Propaganda in Sowjetukraine sein. PZ 589 — Die letzten Klöster in Rußland werden voraussichtlich demnächst geschlossen werden. Ein Leitartikel der „Iswestija" läßt das vermuten. FZ 637

Der Berg Athos stirbt aus. Zwei Klöster mit Zellen für je 1000 Mönche sind mit 90 und 80 belegt. Nicht Armut ist der Grund, sondern Abneigung. Für den griechischen Staat ist es ein großes Problem, ob und wie er diese Merkwürdigkeit mit ihren Schätzen erhalten und verwalten soll. FZ 592

In Prag fand ein Ost-Kirchenkongreß statt zum Studium der Frage, wie die Kirchen Osteuropas mit der römischen Kirche vereinigt werden könnten. PZ 599

In Schweden ist die Menge des hergestellten Branntweins im letzten Jahre um 6 Millionen auf 38 Millionen hergegangen.

Der neue schwedische Lehrplan für den Religionsunterricht in den Schulen bestimmt, daß der Katechismus nicht mehr gelernt, sondern nur noch gelegentlich gelesen werden soll. Die Gemeinde Volstad wurde in schwere Strafe genommen, weil sie den Katechismus ferner lernen ließ. Der Streit beschäftigt den schwedischen Reichstag; ein einstimmiger Beschluß der allgemeinen schwedischen Kirchenversammlung tritt für den Katechismusunterricht in der Schule ein.

Die von der Britischen Bibelgesellschaft auf den britischen Inseln verbreiteten Bibeln und Testamente haben 1928/29 die Zahl 912 773 gegen 879 055 in 26/27 erreicht.

Montpellier hat in diesem Jahre 51 Studenten, darunter 10 Ausländer.

Der türkische Unterrichtsminister hat den Gebrauch der arabischen Lettern statt der neu eingeführten Lateinschrift auch für die Privatkorrespondenz verboten.

Die jüdische Exekutive für Palästina **Jewish Agency**, die bisher rein zionistisch war, ist durch Zuwahl nicht zionistischer Mitglieder ergänzt worden.

Der von Annie Besant zum indischen Messias erklärte Krischnamurti hat seinen Orden aufgelöst.

Der Bethelmission öffnet sich in der an Ruanda und Urundi anstoßenden Landschaft Bugufi ein neues Arbeitsfeld, in das bisher weder Katholizismus noch Islam Eingang gefunden haben und wo es keine europäische Niederlassung gibt.

Die deutsche Kommandeurin der Heilsarmee, Oberst Mary B. Booth, wurde abberufen; an ihre Stelle tritt Kommandeurleutnant Bruno R. Friedrich, seit langer Zeit wieder ein Deutscher, 68 Jahre alt, seit 1887 Offizier, in allen Erdteilen bewährt, auch bedeutender Journalist. Nach der Verfassung der Heilsarmee hat er noch vier Dienstjahre vor sich. FZ 623

In Bielefeld hielt die Christlich-soziale Reichsvereinigung ihre erste Reichstagung ab. 1928 gegründet, will sie eine überparteiliche Sammlung Gleichgesinnter. Vorsitzende Pfarrer Veidt von Frankfurt a. M., Dudey-Düsseldorf und D. Mumm, geschäftsführender Vorsitzender Dr. Dänhardt-Spandau. Mumm betonte, daß man mit der christlich-sozialen Bewegung von Vitus Heller nichts zu tun habe. FZ 576. 580

Die Kapelle der Reichswehr in Marburg weigerte sich, bei der Fronleichnamsprozession zu spielen, weil ihre Mitglieder — mit Ausnahme von zweien — evangelisch seien. Der Kommandant des Bataillons lehnte es ab, als Befehlshaber einzugreifen, weil es sich um eine außerdienstliche Angelegenheit handle. Das Reichswehrministerium ordnete auf Beschwerde an, die Kapelle spielen zu lassen. Diese Verfügung traf noch am Tage der Prozession ein, und die Kapelle spielte. Wenige Tage darauf wurde Major v. R. ohne Angabe von Gründen versetzt. HT 184

In dem von Leonhard Nelson, dem 1927 verstorbenen Göttinger Philosophen gegründeten Landerziehungsheim Walkemühle bei Kassel tagte die Gesellschaft der Freunde der Philosophischen Akademie, welche Nelsons Werk fortsetzt, durch Herausgabe seines Nachlasses und Betrieb von Siedlungen in seinem Sinn. Der Frankfurter Nationalökonom Franz Oppenheimer berichtete über seine Muster-Siedlungsgüter. FZ 579

In München bildete sich aus Hochschulkreisen eine wissenschaftliche Paracelsus-Gesellschaft, die sich zur Aufgabe macht, Leben, Werk und Lehre des großen deutschen Naturforschers und Denkers historisch und kritisch zu bearbeiten. Zu Ehrenvorsitzenden wurden die Professoren Karl Sudhoff (Leipzig) und Franz Strunz (Wien) ernannt. Das Sekretariat ist in München 32, Glückstraße 8.

Vor dem Amtsgericht Schöppenstedt in Braunschweig weigerte ein lutherischer Pastor den religiösen Eid, da die Hereinziehung des heiligen Namens in eine Gerichtsverhandlung abzulehnen sei, unter Berufung auf die Reichsverfassung. Es wurde

ihm eine Geldstrafe bis 300 Mark angedroht, da der Verzicht auf die religiöse Form nur Dissidenten gestattet sei. FZ 573

Das Dekanat in Bad Aibling ersucht die katholische Presse, die Berichte über Priesterjubiläen, Primizfeiern, Pfarrerinstallierungen und -Abschiede einzuschränken als unzeitgemäß und dem Ansehen des Priesterstandes eher abträglich. Öffentliche Belobung empfinde ein ernster Mann als peinlich. Der Priesterstand tue seine Pflicht so wie jeder andre. FZ 575

Von Personen. Berufen: Professor D. Ernst Kohlmeyer für Kirchengeschichte nach Halle. Abgelehnt: Halle von Professor D. Otto Scheel in Kiel. Habilitiert: Inspektor des Tholuckkonvikts Lic. Otto Michel für Neues Testament in Halle. Promoviert: Pfarrer Lic. Waldemar Radecke in Köln zum D. von Bonn. Gestorben: Pastor Stan. Swierczewski in Wittenberg, der erste Pressepfarrer. E St

Bücher und Schriften

Zwinglis Reise nach Marburg zum Gespräch mit Luther 1529. Von A. Waldburger, Pfarrer in Basel, wiederholt und nach den Quellen erzählt. Mit 35 Bildern im Text, 5 Tafeln, 5 Karten und einer Wappenscheibe in Vierfarbendruck. Görlitz, Huttenverlag, und Bern, Baer u. Co. 1929. 75 S. Quart. 4 M.

Der ganz wiedergegebene Titel beschreibt das Buch so, daß man weiß, weshalb man zu ihm greifen soll. Der Verfasser ist Zwinglis Reisespuren nachgegangen, in der Überlieferung und an Ort und Stelle, und hat eine Menge interessantes Material mit emsigem Fleiß und sicherer Hand zu Tage gebracht. Das alles teilt er uns nun ausgiebig und fesselnd mit. Beschäftigt schon sonst manchmal unsre Phantasie die Frage, wie die Großen der alten Zeit ihre weiten Reisen ausführen konnten, so trifft es sich, daß wir an Zwinglis Reise ein Beispiel haben, das wir mit Spannung kennen lernen. Die Etappen sind: Zürich, Basel, Straßburg, Hornbach, Lichtenberg, Meisenheim, St. Goar, Niederbrechen, Gießen. Dauer des Ritts (einschließlich Rheinfahrt Basel-Straßburg) 3.—27. September. — Die bildlichen Beigaben sind sehr ansprechend. Daß der Verfasser ein begeisterter Anhänger Zwinglis ist, schadet seiner Gabe nicht. R

Dogmengeschichte. Von Professor D. Dr. Friedrich Wiegand. Drei Teile. (Sammlung Göschen 993. 994. 1007.) Berlin und Leipzig, De Gruyter 1928 und 1929. 199, 122, 132 S. Je 1.50 M.

Zu der „Kirchengeschichte" von Aner (siehe dieses Blatt 1928, S. 484) gesellt sich nun die „Dogmengeschichte" von Wiegand, eine Neubearbeitung der 1912 und 1919 erschienenen kurzen Darstellung. Auf knappem Raum ist hier viel Gutes sorgfältig zusammengestellt. Gemessen an den „Grundrissen" von Seeberg und Bonwetsch wird Wiegands Arbeit mit Ehren bestehen; ja sie hat sogar ihre Vorzüge. Aber darum bleibt die Frage doch: Warum mußte diesen beiden Grundrissen noch ein dritter zugesellt werden? Warum graben unsere Verleger sich fortgesetzt gegenseitig das Wasser ab?

Gustav Krüger

Religiöser Individualismus und religiöse Gemeinschaft im Christentum. Von Heinrich Hoffmann. Gotha, Leopold Klotz 1928. 48 S. 2 M.

Der Verfasser, Professor der Kirchengeschichte in Bern, wirft erst einige Blicke auf das Gesamtproblem, Individualismus und Gemeinschaft in Staats- und Wirtschaftsleben, Familie und Gesellschaft. Sodann wird der religiöse Individualismus in dem doppelten Sinn, daß die Religion der einzelnen Seele einen unendlichen Wert zuerkennt und daß das Individuum ein Recht auf freie und selbständige Aneignung der religiösen Wahrheit hat, durch die Geschichte des Christentums (NT, Mittelalter, Reformation, englischer Independentismus, Pietismus, Aufklärung, Idealismus und Schleiermacher) verfolgt. In der gleichen Weise wird auch die Geschichte der Wertungen des religiösen Gemeinschaftsbewußtseins von Urchristentum bis zur Gegenwart behandelt. Der geschichtlichen Besinnung folgt die prinzipielle Stellungnahme. Stellen wir uns auf die Seite des religiösen Individualismus oder der religiösen Gemeinschaft? Der Verfasser lehnt jede einseitige, extreme Stellungnahme ab und behauptet in seiner ruhigen, abwägenden Art sowohl das Recht des religiösen Individualismus wie die Pflicht zur religiösen Gemeinschaft und zwar beides mit gleicher Entschiedenheit. Die moderne Meinung, daß die Religion eine Sache des isolierten Individualismus sei, wird schon allein durch die Besinnung auf die Feststellungen der heutigen Soziologie als Irrtum aufgezeigt. „Wir brauchen religiöse Gemeinschaft zur Entstehung und Entfaltung des Glaubens, zu Kultus und gegenseitiger Stärkung und als Grundlage christlicher Taten." (S. 33.) Trotzdem behält auch der religiöse Individualismus, die immer neue, freie, persönliche Aneignung der religiösen Wahrheiten und kirchlichen Lehren, sein unaufgebbares Recht. Dabei legt der Wert der Gemeinschaft dieser individuellen Gewissensentscheidung und Freiheit die tiefste Verantwortung und Bindung auf. So sucht der Verfasser die Lösung des Problems im Sinne einer Synthese. Individualismus und Gemeinschaft — beide in ihren geläuterten Formen — werden zu einem Organismus, in dem eine dauernde, lebendige Spannung besteht, verbunden: Einheit in der Mannigfaltigkeit, Mannigfaltigkeit in der Einheit. — Auf knappem Raume ist so ein reicher Inhalt behandelt. Fern von allen aufdringlichen dialektischen Spielereien, zeitüblichen Übertreibungen und Eigenwilligkeiten wird den Dingen auf den Grund gegangen. Ohne sich in unbekümmerte Konstruktionen und ohnmächtige Spekulationen zu verlieren, bemüht sich der Verfasser im Geiste echter gründlicher Wissenschaft sowohl um den konkreten, geschichtlichen Verlauf wie um die prinzipielle Prüfung der beiden großen, geistigen Strömungen. In unseren Tagen muß auch in formeller Hinsicht die durchsichtige Lauterkeit des Denkens und die schlichte Klarheit des Stils lobend anerkannt werden. So bleibt diese kleine, aktuelle Schrift für das Verständnis von Individualismus und Gemeinschaft sehr wichtig und sei zum anregenden und fördernden Studium warm empfohlen. Jeder wird dabei für die eigene Stellungnahme eine bedeutsame Klärung und positive Bereicherung erfahren.

Hermann Steiner

Magie und Mystik in Vergangenheit und Gegenwart. Von Kurt Aram. Berlin, Albertus-Verlag. 1929. 626 S. 16 M.

Für die okkulte Bewegung der Gegenwart ist es bezeichnend, daß ein Verlag ein Buch wie das von Aram herauszubringen wagt: während auf der einen Seite die Parapsychologie immer mehr Anschluß an die exakten Wissenschaften gewinnt, nimmt gleichzeitig eine andere Bewegung immer größeren Umfang an, die auf die eigentlichen Wurzeln des Okkultismus, die Magie und Mystik, zurückgreift. In dieser wird das vorliegende Buch zweifellos einen ehrenvollen Platz behaupten: der Verfasser zeigt, wie Magie und Mystik sich als die großen Pole, die alles Lebendige zu seiner Existenz braucht, von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart behauptet haben, und wie sie immer wieder, besonders auf dem Gebiete des sog. Okkultismus, zum Vorschein kommen. Für den Theologen werden aus der großen Fülle von Anregungen, die das vornehm ausgestattete Buch bringt, besonders die Kapitel über vorchristliche Mysterienkulte, den Neuplatonismus usw. anziehend sein, auch der letzte Abschnitt über die europäische Gegenwart enthält viel Interessantes, in welchem für die Gegenwart so bezeichnende Gestalten wie der Abbé Bachère, Sundar Singh, Karl Welkisch u. A. behandelt werden. Mitunter könnte allerdings die Einstellung des Verfassers noch etwas kritischer sein, so vermißt man bei der Erwähnung von De Rochas und Durville die ergänzenden Untersuchungen von R. Tischner, wodurch jene erst die feste Grundlage erhielten; bei der Literaturangabe vermißt man das grundlegende Werk von Mattiesen, ohne das heute kein Forscher auf diesem Gebiete mehr auskommen kann.

Hans Hänig

Phänomene des Spiritismus. Von A. Seitz. München, Verlag A. Pfeiffer 1929. 234 S. 5 M.

Die vorliegende Schrift stellt den dritten Teil der von A. Seitz herausgegebenen drei Bände über Okkultismus, Wissenschaft und Religion dar und behandelt besonders die so heiß umstrittenen Versuche von Schrenck-Notzing, die Jahrzehnte lang die ganze gebildete Welt beschäftigt haben. Von allen drei Bänden ist der vorliegende zweifellos der beachtenswerteste, indem er mit großer Deutlichkeit in die vielfach ganz ungenügenden Bedingungen hineinleuchtet, unter denen ein großer Teil dieser Erscheinungen beobachtet worden ist. (Ich lege nachträglich gerade auf diese Feststellung den größten Wert, da ich seiner Zeit [z. B. CW 1916] anders über Schrenck-Notzing geurteilt habe. Ich kannte damals seine Schriften nur auszugsweise; die spätere Literatur der Gegner und ein persönlicher Briefwechsel mit ihm kurz vor seinem Tode haben in Vielem das Vertrauen erschüttert, das ich ihm damals entgegenbrachte.) Allerdings scheint mir der Münchener Apologet hier zu weit zu gehen, indem er sämtliche auf diesem Gebiete beobachtete Phänomene für Betrug der Medien erklärt: so weist z. B. die Autobiographie der Frau d'Espérance auf ganz andere Erklärungsweisen hin, und auch das Wirken Homes scheint nicht restlos auf Betrug und Selbsttäuschung zurückzuführen. Mitunter muß auch Seitz zur Erklärung eine Art Psychodynamik heranziehen, wie es von jeher von bestimmten Forschern auf diesem Gebiete geschehen ist; was die sogenannten Teleplasmen betrifft, so wäre auf die **inedia** der Heiligen hinzuweisen, bei der ähnliche Phänomene beobachtet wurden (vgl. den Bericht des Frhrn. v. Gagern in Reclams Universum Okt. 1927), sowie auf eine Beobachtung in einem rheinischen Krankenhause, wo eine teleplastische Doppelzunge einen ganzen Tag beobachtet worden sein soll; allerdings wäre zu wünschen, daß auch hier geordnete Protokolle vorlägen. Störend wirkt wieder, daß Seitz den Phänomenen, die auf dem Gebiete der Religionsgeschichte, vor allem der katholischen, aufgetreten sind, von vornherein eine grundsätzlich andere Beurteilung zu teil werden läßt; auch darf die Möglichkeit eines Betruges nicht ohne Weiteres dessen Tatsächlichkeit gleichgesetzt werden, wie es in dem Buche öfters geschieht. Erfreulich ist jedenfalls, daß hier rücksichtslos auf die Lücken hingewiesen wird, die besonders in der sogenannten Parapsychsik im weitesten Maße vorhanden sind; es wird noch ganz anderer Arbeit bedürfen, um auf diesem Gebiete wenigstens die Grundlagen einer neuen Erkenntnis legen zu können.

Hans Hänig

Die Idee der Freiheit der Schule gegenüber dem Staate bei Denkern des deutschen Sprachgebiets im 19. Jahrhundert. Dissertation. Von Karl Georg Gehr. Basel 1929. 179 S.

Der Grundgedanke der Schrift ist, die Entwicklung der „Freischulidee" — unter „Freischule" versteht Verfasser die vom Staate freie Schule, mag sie sonst auch noch so gebunden sein — bei einer Reihe deutscher Denker von 1800 bis zur Gegenwart aufzuzeigen. Die Auswahl dieser Denker ist von erstaunlicher Willkür. Wenn man liest, daß Rein, Paulsen und Schlatter (!) oder Spranger, Wyneken und Ragaz in je einem Kapitel zusammengefaßt sind, so muß man zweifeln, ob Verfasser überhaupt imstande ist, ein so umfassendes Thema wie das seine zu meistern. Diese Zweifel werden bei genauerem Lesen beständig verstärkt. In einem höchst ungeschickten, oft fast unverständlichen Stil werden die Analysen der Werke der behandelten Denker aneinander gereiht, ohne daß ein Überblick oder gar eine innere Erfassung der Gesamtentwicklung herauskäme. Eine Einsicht in die Tiefe der hier vorliegenden Probleme fehlt dem Verfasser völlig. Die „Freischule" (im obigen Sinne) ist ihm eine Folge des „Liberalismus der Gesinnung". Also ist eine von einer kleinen, engbegrenzten, konfessionellen oder parteipolitischen Clique gegründete und geleitete Privatschule liberal? Und dieser „Liberalismus" macht pünktlich Halt bei den Eltern, die das Recht haben sollen, ihre Kinder ganz nach ihren Ansichten und Meinungen erziehen und unterrichten zu lassen; ein Recht der Kinder, auch der heranwachsenden und herangewachsenen, auf Bildung ihrer Persönlichkeit gehört offenbar nicht zum „Liberalismus". Für die Trennung von Staat und Schule lassen sich ohne Frage manche beachtlichen Gründe anführen; aber so einfach, wie der Verfasser glaubt, liegen die Dinge denn doch nicht.

Hans Schlemmer

Menschenkinder. Von Paul Eipper. Mit 32 Bildnisstudien von Hedda Walther. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1929. 68 S. Geb. 5.50 M.

Eippers Blick ist durch keine pädagogische Moral oder Wissenschaft getrübt. Wir wissen aus seinem Tierbuch, wie er in einfacher Menschlichkeit das „Wesen" erkennt und für den Leser nacherlebbar macht — und nicht weniger erfaßt er aus liebender Hingabe an das Leben und Lebendige schlechthin das Kreatürliche des Kindes; sein besonderes naturfrisches Sein, das freiheitlich Unmittelbare, die unbesorgt heilige Irdischkeit des Kindes.

Es ist interessant, was er vom Auge des Kindes weiß, von seiner ersten seelisch-geistigen Betätigung. Es spricht für des Verfassers eigene innere Frische, wie er das Spezielle der kindlichen Sprache, die Natürlichkeit seines Ausdrucks versteht, das Organische des ganzen geistigen Wachstums. „Kinder und Tiere" — „Der Körper lernt" sind Kapitel, aus denen Eltern und Lehrer nicht minder lernen können; nicht etwa pädagogische Weisheit, an der wir ohnehin zuviel haben, sondern Natur und Wirklichkeit; Kapitel, die sie zu sich selbst, aus aller Konventionalität zu einfachem Schauen und Erkennen leiten können, sie veranlassen, das Kind als Kind und nicht durch die Brille der Erwachsenenweisheit zu betrachten.

Erziehen ist: sich mit den Kindern beschäftigen, auf das geistige Werden und Regen der Kinder eingehen — das ist nebenher und unbeabsichtigt auch ein Ergebnis dieses Buches. „Erziehen heißt, der haschenden Natur des Kindes Handbietung leisten" sagt Pestalozzi. Aber das Buch, in dem auch noch der Abschnitt „Exotische Kinder" beachtenswert ist, wäre doch nur halb, wenn es der überaus charakteristischen Kinderphotographien der Hedda Walther entbehren sollte, die technisch bedeutend sind, aber ohne die gleiche Seele, aus der der Text des Buches geworden ist, auch nicht möglich gewesen wären. Ich muß sagen, daß ich Kinderbilder so wahrhaften persönlichen Ausdrucks, so das Kindechte ganz Wirkliche des jungen Menschen, das voraussetzungslos Kreatürliche wiedergebend in solcher Fülle, eins wie das andere gut, bisher nicht gesehen habe.

Erich Bockemühl

Vom Leid des Kindes. Erinnerungen aus der Kindheit und Beiträge zu ihrer Problematik. Von Erich Bockemühl. Leipzig, A. Klein 1929. 90 S. 2 M.

Wie die Pflanze wurzelt das Kind fest im Boden der Welt, wächst nach den Gesetzen, die ursprünglich in ihm sind, und erfüllt sich — letztlich immer zu sich selbst, zu seiner uranfänglich vorbestimmten Besonderheit. Sein Leben ist ein Organismus, sein Sein ist schöpferisch in allen Dingen . . . Die Erwachsenen stellen das Kind in ihre Zwecke, in die ihm fremde Welt ihrer Organisationen und Institutionen; sie reißen es aus seinem Leben, aus seinem organischen Wachsen. . . . Und das ist dann das Leid des Kindes: daß es dauernd im Kampf steht gegen dieses fremde Leben, in das man es gestellt hat, und daß es dauernd unter dem Druck steht, sein Eigenstes verleugnen zu müssen. — Dies etwa ist die Grundthese des Büchleins.

Die andere Seite der Sache berücksichtigt Bockemühl nicht: die Beeinflussung von außen, die Bildung durch die menschliche Gemeinschaft, die Erziehung auf ein Leben hin, in welches das Kind eben hinein soll und das ihm heilsam ist. Bockemühl hat durchaus das Recht zu dieser Einseitigkeit. Aber sie hat eine gewisse Schroffheit zur Folge in der Ablehnung dessen, was gewöhnlich von Eltern, Schule und Kirche an das Kind herangebracht wird, und eine gewisse Weichheit, als sollte das Kind vor derartigen Leiden verschont bleiben. Doch wir wollen Bockemühls Worte in dieser Form ganz auf uns wirken lassen, sie mit der Seele lesen, wie sie mit der Seele geschrieben sind.

Erzählt wird das Leid eines Kindes. Nicht alle Kinder sind so wie dieses; aber es stellt doch einen Typ dar, der häufig nicht erkannt wird. Schon deshalb sollte Jeder, der Kinder zu erziehen hat, das Buch aufs genaueste lesen. Aber auch für sich kann der Erwachsene daraus Werte schöpfen und dadurch ein Stück Wegs zurückfinden zum Kind. — Im Einzelnen sei noch hingewiesen auf die Ausführungen über Selbstbefleckung, Religionsunterricht, Besuch des Hauptgottesdienstes durch Kinder, Abendmahl, Kindeslüge.

Wilhelm Knevels

Feste mit Kindern. Ein Buch für Familie, Kinderheim und Schule. Herausgegeben von Emma Carp. Hauptwohlfahrtsstelle für Ostpreußen, Königsberg i. Pr., Paulstraße 2, 1929. 158 S. 3 M.

Das Umschlagsbild dieses Buches zeigt eine große brennende Kerze; daneben steht sein Name: „Feste mit Kindern." Das sind drei Worte, die selber leuchten. Es wird sich auch Jedermann freuen, der in das Buch hineinschaut. Denn darin ist Rat zu finden für die vielen oft ratlosen und erfahrungslosen Menschen, die mit Kindern zusammenleben und sich die schöne Aufgabe nicht nehmen lassen wollen, mit ihnen Feste zu feiern. Daß das Leben seine festlichen Tage hat, ist ebenso wichtig wie irgendeine Arbeit oder Ordnung; für alles Leben gilt das, am meisten für das der Kinder. Wer darnach zu handeln weiß, hat auch das gewonnen, daß er eine feste Verbindung geschaffen hat zwischen denen, die miteinander gefeiert haben.

Weil dies ausgezeichnete Buch aus großer Erfahrung, mitten aus dem Leben in einem großen Jugendheim geschrieben ist, weiß es so vieles zu raten und zu erzählen, was ein Jeder verwerten kann.

Julie Schlosser

Ich bin gewiß. Von Hermann Amsler. Bern, A. Francke 1927. 254 S. Geb. 6.50 Fr. — **Besinnungen.** Von Walter Lehmann. Eckernförde, Schwensen 1927. 70 S. 1.80 M. — **Feiertage im Leben.** Von D. Franz Költzsch. Dresden, Franz Sturm 1927. 180 S. Geb. 4.50 M. — **Das Vater Unser.** Von Lic. Moldaenke. Berlin, Martin Warneck 1928. 60 S. Geh. 1.20 M. — **Von der heiligen Unruhe.** Von W. Praetorius. Barmen, Emil Müller 1928. 160 S. Geb. 4 M. — **Wagnis und Wandlung.** Von Theodor Rohrdantz. Wismar, Eberhardt 1927. 160 S. Geh. 3.25, geb. 4 M. —**Vater unser im Himmelreich.** Ein Büchlein von des evangelischen Glaubens Herrlichkeit. Von Dr. Hans Schöttler. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1928². 40 S. 75 Pfg.

Unter den Predigten heben sich besonders diejenigen von Amsler und Lehmann heraus. Amsler, 1926 gestorben als Pfarrer in Bern, ist in seinen Predigten nicht nur ein ernster Theologe, der die Lebensprobleme der Gegenwart und die Seelen der heutigen Menschen aus nächster Nähe kennt, sondern auch ein feinsinniger Künstler, der in einer meisterhaften, anschaulichen Form zu reden versteht. Zuweilen erhebt sich seine Sprache zu dichterischer Gestaltung, ohne an Schlichtheit zu verlieren. Ich glaube, vielen nachdenklichen, suchenden Menschen könnten diese klaren, warmherzigen, geistvollen Predigten einen wertvollen Dienst tun. Auch Lehmann verbindet mit Gedankenreichtum anschauliche Lebendigkeit. Er behandelt offen und klar die Fragen des Glaubens in unserer Zeit, ohne in die Künsteleien und Kompliziertheiten der modernen Problematik zu fallen. Wir werden vor die großen Wirklichkeiten des Lebens und des schlichten Evangeliums Jesu gestellt. Ihm ist Frömmigkeit vor allem ehrfürchtiges, frohes Vertrauen und ernstes, lebendiges Tun des göttlichen Willens. So atmen diese zehn Predigten das unerschütterliche Geborgensein der Seele in Gott und führen zugleich an die lebendige Kraftquelle zur sittlichen Verwirklichung des Gotteslebens im Alltag: in der Heiligung des persönlichen Willens und in der Verchristlichung der Gemeinschaft und des Volkslebens. Dieser wahrhaftige, christliche Realismus wird uns in gedankentiefen „Besinnungen" eindringlich nahe gebracht. Die 17 Predigten des 1927 heimgegangenen Dresdener Superintendenten Költzsch sind von seinem Sohne aus einer vierzigjährigen Predigttätigkeit ausgewählt und mit einer kurzen Lebensbeschreibung pietätvoll eingeleitet. Sie haben etwas Farbenreiches, Feierliches und Festtägiges an sich. An ihrer klaren und schönen Form ist fleißig gefeilt, ohne an Lebendigkeit zu verlieren. Man spürt: dieser kraftvolle, weitherzige Prediger wollte vor allem seelsorgerlich wirken und gewinnen, und ihm gelang, was er wollte. Moldaenke bietet im Anschluß an Luther zehn schlichte, besinnliche Betrachtungen über das Vater Unser. Die Predigten von Praetorius und Rohrdantz wenden sich mit großem Ernst vor allem an Wille und Gewissen. Sie haben ihren Wert vor allem als persönlichen Gruß an die eigenen Gemeindeglieder und Hörer, ohne darüber hinaus allgemeine Bedeutung zu haben. — Das kleine Religionsbüchlein von Schöttler ist in zweiter Auflage erschienen. Es ist ein schlichter Wegweiser für einfache Leute zum Evangelium und zur Gotteskindschaft. Meisterhaft sind oft die Formulierungen der Überschriften und Fragen. Dadurch wird auch manches alte, gewohnte Bibelwort wieder belebt und nahe gebracht.

Hermann Steiner

Das Gebet des Herrn. Letzte Katechismusstunden über das Vaterunser. — **Unter dem Kreuz.** Der starke Trost aus Jesu letzten Worten. — Von Hermann Bezzel. Stuttgart, D. Gundert Verlag 1929. Je 1.50, geb. 2 M.

Es ist unnötig, zur Charakteristik des Predigers und Theologen Bezzel ein Wort zu sagen. Die beiden vorliegenden handlichen Bändchen wollen eine Ermunterung sein, zu dem Erbauungsschriftsteller Bezzel zu greifen. An gelegentlichen Deklamationen über die Gefahr der modernen Theologie für das Glaubensleben wird man sich nicht stoßen, wenn man weiß, daß diese Gefahr jeder Theologie droht. Im übrigen aber kann man sich durch die unmittelbare, kunstlose, bibelstundenmäßige Art der Verkündigung, die sich fast nie in alltäglichen Gedanken ergeht, und die auch dem Alltäglichen den Adel einer kraftvoll geprägten Sprache zu geben vermag, führen lassen zum Evangelium, das hier trotz alles Hervortretens einer — lutherischen und theosophischen — Tradition neu gesehen und dadurch dem hinhörenden Leser neu lebendig wird.

Wilhelm Maurer

Benjamin Disraeli. Sein Leben. Von André Maurois. Berlin, S. Fischer 1928. 366 S. 8 Porträts. 7, geb. 10 M.

Vor dem Krieg schrieb Oskar A. H. Schmitz sein Werk „Die Kunst der Politik", in dem er versuchte, seinen Zeitgenossen die Gestalt des großen Engländers lebendig zu machen. Inzwischen sind 17 Jahre vergangen. André Maurois, einer der klarsten und feinsten Köpfe des heutigen Frankreich, über dessen Shelleybiographie schon berichtet wurde, hat nun ein Werk herausgebracht, das den obigen, schlichten Titel führt. Hier sei nicht geredet von politischem Sein und Stellung des großen englischen Staatsmannes. Auch nicht von seiner Vorbedingung: der rückhaltlosen Aufnahme des englischen Juden in die englische Politik und Gesellschaft. (Obgleich hier ein Problem für den deutschen Antisemitismus vorliegt.) Nur Maurois' Buch sei gedacht, das dieses Leben — die Stufenleiter vom Sohn des fast unbekannten Stubengelehrten bis zur Premierschaft und zur Peerswürde — in plastischer Eindringlichkeit vor uns hinstellt. Es ist viel zusammengetragen aus Akten und Historienbüchern, aus Briefen und Anekdoten. Und doch ist das Buch nicht schwerfällig, gar mit Anmerkungen versehen, wie etwa deutsche Autoren ihre Bücher zu verunzieren lieben, sondern leicht und gefällig, farbig und schillernd, dabei voll esprit und jenen entzückenden Kapitelabschlüssen, die in der französischen Literatur mit besonderer Liebe kultiviert werden. Glänzend vor allem, mit ganz fein skeptischem Unterton die abschließenden Seiten. So wird dieses Buch zu einem der schönsten und wertvollsten Biographien, zugleich zu einem der interessantesten Romane. In jener klugen und feinabgewogenen Mischung von Dichtung und Wahrheit liegt die Hauptstärke André Maurois'. Man könnte ihn einen französischen Stefan Zweig nennen.

Walther Scheunemann

Erinnerungen eines alten Professors an namhafte Zeit- und Lebensgenossen. Von Siegfried Goebel. Berlin, Furcheverlag 1926. 247 S. 4.50 M.

Der verstorbene Siegfried Goebel, zuletzt seit seinem 51. Jahre Professor der neutestamentlichen Theologie in Bonn, vorher in mancherlei Kirchenämtern in West und Ost tätig, hat in diesem Buche anspruchslose Erinnerungen aneinander gereiht, — eine sehr hübsche und feine Form von Selbstbiographie, worin der Verfasser selbst ganz zurücktritt. Viele Erinnerungen sind freilich nur Berichte über zufällige und flüchtige Begegnungen, aus denen sich kein Bild und nicht einmal eine Bereicherung des Bildes der Geschilderten gewinnen läßt. Am inhaltreichsten sind die Schilderungen der Personen, mit denen Goebel lange Zeit zusammengelebt hat, von Vater, Mutter und Bruder, von dem bayrischen Oberkonsistorialrat von Burger und Anderen. Von den Übrigen ist mir besonders interessant gewesen der mir bis dahin ganz unbekannte Gymnasialprofessor Georg Ritschl, ein jüngerer Bruder von Albrecht Ritschl; und recht vergnüglich ist das Porträt des originellen Halberstädter Dompredigers Lange. Einen weniger langweiligen Prediger hat es wohl selten gegeben. Wie sollte eine Gemeinde nicht zur gespanntesten Aufmerksamkeit veranlaßt werden, wenn im Anschluß an Matthäus 23, 5 das Thema verkündigt wird: „Heute werden Röcke ausgeklopft! Erst der Priesterrock, dann der Sonntagsrock." Oder wenn er bei einer Predigt über die Auffindung des Mosesknäbleins Gott selbst reden läßt: „O du armes Würmchen! Wenn ich nicht gewesen wäre, als du da in deinem Zigarrenkästchen auf dem Nil schwammest, was wäre aus dir geworden, wenn nun ein Krokodil gekommen wäre und hätte gemacht schwapp?"

Erich Foerster

Friedrich Lißmann. Ein Lebensbild. Von Mia Lorenz. Mit vielen zum Teil mehrfarbigen Wiedergaben von Werken Lißmanns. Hamburg, Hanseatische Kunstverlag 1926. 63 S. 10 M. (Von F. Lißmann liegt ferner vor: Islandmappe. 25 M. Lißmann Original-Holzschnitte. Lißmann Postkarten. Singschwäne auf Island, 8 farbiger Lichtdruck 5 M.)

Mia Lorenz sagt am Anfang ihres Buches von dem Künstler, über den sie schreiben will: „Lang war sein Leben nicht, — aber wenn es Tiefe ist oder Größe des Augenblicks, worauf es ankommt, dann hat er ein selten starkes, ein ganzes Leben gehabt. Die inbrünstige Gründlichkeit seines Lebensumfassens gab jeder seiner Daseinsstunden einen verzehnfachten Wert. Seiner einfachen und dankbaren Natur wurde jegliches Erleben zum ‚großen Augenblick', das ihn der Wahrheit der Dinge näherbrachte und seine Künstlerschaft förderte. Und vorbildlicher Fleiß, verbunden mit hoher Begabung, schuf hier in kurzen Jahren ein Lebenswerk, vor dessen rein ziffernmäßiger Fülle der Nüchterne und Urteilslose staunend steht, während der Kunstfreund mit hellem Entzücken die reichen und reifen Äußerungen seiner überaus schöpferischen Natur grüßt."

Friedrich Lißmann ist ein Maler, der — ähnlich wie Bengt Berg mit seiner Kamera — mit ganzer Hingabe und unter harten Mühen das Leben der Vögel studiert und im Bild festgehalten hat. Vögel und die Landschaft um sie her — die nordischen Länder — sind das, was er, immer wieder und stets tiefer erfaßt, darstellt: „Was seine Augenlinse viele hundert Male erfaßt, was seine Seele so warm mit gefühlt hat, was sich so rein in ihm gespiegelt hat — muß er es nicht klar und treu wiedergeben können? Jedes Stadium des Blühens, Fruchtansetzens und Reifens — die feine nervöse Beweglichkeit, die selbst seine wurzelfesten, an den Platz gebannten Pflanzengeschwister haben — die kühne, köstlich freie Beschwingtheit seiner Vogelbrüder — alle Ausdrücke ihrer Ruhe, ihrer Angst und ihres Zorns — die Buntheit des Gesteins — die wechselvolle sanfte Schönheit der Wolken ..." alles dies schildert er. Und wenn Jemand sich in das Buch von Mia Lorenz vertieft, das sehr schöne Reproduktionen hat und sich in der Darstellung bis in den Stil hinein fein der Wesensart des Mannes anpaßt, von dem es handelt, so erlebt er etwas heute unendlich Seltenes: ein Künstler weist ganz weg von sich, hin zur Natur. Er nimmt uns gleichsam an der Hand und deutet von sich fort auf Etwas, was ihm weit bedeutsamer darzustellen scheint als seine eigne Person. Eine erquickende Ergänzung zu der Ich-Kunst unserer Tage! „Das ‚So ihr nicht werdet wie die Kinder' gilt auch von seiner Kunst."

Eine große Frische und Klarheit geht von seinen Bildern aus. So war auch sein Wesen, das man in diesem Buch lieb gewinnt. „Wo das deutsche Herz nicht nur zu rätseln und zu staunen braucht, sondern auch liebhaben darf, da hat es noch immer tief und dauerhaft Wurzel geschlagen. Und in Lißmannscher Kunst Wurzel schlagen, heißt aus kräftigem Erdreich gesunde Säfte der Freude ziehen."

Julie Schlosser

Verschiedenes

Diese Nummer ist der Marburger Gedächtnisfeier gewidmet, die vom 12.—15. September stattfinden wird, an das Religionsgespräch vom 2. 3. Oktober 1529. Von der Tagesordnung berichteten wir in Nr. 11 Sp. 558. Es haben gegen 200 Geladene zugesagt; außerdem werden 250 Karten ausgegeben an solche, die sich darum bemühen wollen. Der Raum der Aula gestattet keine größere Teilnahme. Man wende sich um die (unentgeltlichen) Eintrittskarten an das Landeskirchenamt Kassel oder an den Magistrat Marburg. Der Eröffnungsabend Donnerstag 20 Uhr in der Marienkirche mit Köhlers Vortrag hat freien Eintritt.

Die Veranstaltungen des Bundes für Gegenwartchristentum und die Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt in Basel rücken nun auch näher: man lese freundlichst im Anzeigenteil nach. Vielleicht bringt die nächste Nummer noch (geringe) Veränderungen. — Vom 7. bis 11. Oktober haben unsre Freunde in Malente-Gremsmühlen wieder einen reich besetzten Ferienkurs. Vorträge von Marianne Weber, Bülck, Zscharnack, Claſſen, Meyer-Benfey, Voß.

Mit dem Deutschen Philologentag in Salzburg ist die elfte Jahresversammlung der Gesellschaft für Kirchengeschichte verbunden: Donnerstag 26. d. früh 9 Uhr spricht Völker (Wien) über Metternichs Kirchenpolitik, Nachmittag 4 Uhr Grabmann (München) über Religiöse Aufklärung in der Philosophie des 13. Jahrhunderts. Der Philologentag kündigt an: v. Dobschütz (Halle) über das Corpus hellenisticum und Schecker (Bonn) über Flavius Josephus und das Neue Testament.

Anderes noch im Versammlungskalender!

Spalte 858 Z. 3 v. u. ist zu ergänzen: 3 M. R

Versammlungskalender

9.—12. September Deutscher Pfarrertag Bonn
11.—13. September Deutscher Verein gegen den Alkoholismus Frankfurt a. M.
12.—14. September Marburger Religionsgespräch Marburg
12.—17. September Evangelisch-kirchliche Einheit (Ramband) Bergerac
15.—18. September Kongreß der Christlichen Gewerkschaften Frankfurt a. M.
15.—20. September Gustav Adolf-Verein Breslau
18.—23. September Deutscher Evangelischer Frauenbund Marburg
25.—25. September Religionspädagogischer Lehrgang Musterhausen a. d. Dosse
25.—28. September Deutsche Philologen und Schulmänner Salzburg
26. September Gesellschaft für Kirchengeschichte Salzburg
1.— 3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 6. Oktober Evangelischer Bund Koblenz
7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel
7.—10. Oktober Reformierter Bund Theologische Woche Elberfeld
7.—11. Oktober Ferienkurs Malente-Gremsmühlen
23.—25. Oktober Lehrgang für Evangelische Jugendführung (BDJ) Halle
24.—26. Oktober Gesellschaft für Soziale Reform Mannheim

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Marburger Theologen
im
Leopold Klotz Verlag / Gotha

Budde, Karl, **Jesaja's Erleben.** Eine gemeinverständliche Auslegung der Denkschrift des Propheten (6, 1 bis 9, 6) M. 5.—

Hermelink, Heinrich, **Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart.** 3. Auflage z. Zt. vergriffen.

Herrmann, Wilhelm †, **Dogmatik.** M. 2.50

Otto, Rudolf, **Das Heilige.** Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. 17.—22. Auflage. Kart. M. 3.—

— **Aufsätze, das Numinose betreffend.** 3. Auflage. Kart. M. 3.—

— **West-Östliche Mystik.** Vergleich und Unterscheidung zur Wesensdeutung. Zweite ergänzte Auflage. M. 9.—, Ganzleinen M. 12.—

— **Das Jahr der Kirche** in Lesungen und Gebeten. E. Linderholms „Neues Evangelienbuch", deutsch von Th. Reißinger, in zweiter Auflage vermehrt und überarbeitet mit W. Knevels und G. Mensching. Ganzleinen M. 10.—

— **Eingangspsalmen** für die Sonntage des Kirchenjahres. M. 1.—

— **Liturgische Blätter** für Prediger und Helfer. Gemeinsam mit Gustav Mensching und René Wallau. In zwangloser Folge M. 0.80 bis 2.40

Rade, Martin, **Glaubenslehre.**

1. Buch: **Von Gott.** M. 4.—

2. Buch: **Von Christus.** M. 4.—

1. und 2. Buch als I. Band in Ganzleinen M. 10.—

3. Buch: **Vom Geist** (II. Band). M. 8.—, Ganzleinen M. 10.—

Vierzig Jahre Christliche Welt. Festgabe für Martin Rade zum 70. Geburtstag (4. IV. 1927). Zusammengestellt von Hermann **Mulert.** M. 6.— Ganzleinen M. 8.—

Siegfried, Theodor, **Die Existenz und das Wort.** Eine Auseinandersetzung mit Karl Barths Prolegomena zur christlichen Dogmatik. In Vorbereitung. ca. M. 10.—

Wünsch, Georg, **Gotteserfahrung und sittliche Tat bei Luther.** M. 1.50

Bitte verlangen Sie Prospekte

Bund für Gegenwartchristentum

1.—3. Oktober in Eisenach („Erholung").

Dienstag, 1. Oktober Nachmittag 4 Uhr: **Ordentliche Mitgliederversammlung** der Freunde der Christlichen Welt.

Abends 8 Uhr: Vortrag von Witte **„Der Säkularismus und das Christentum in Ostasien."**

Mittwoch, 2. Oktober Vormittag 9 Uhr: **Morgenandacht.**

„Wahrheit und Gewißheit"

9¾ Uhr D. Bultmann, 12 Uhr D. Gogarten, 6 Uhr Aé.

Gemeinsames Mittagessen und Ausflug nach der Wartburg.

Donnerstag, 3. Oktober von Vormittag 9 Uhr bis zum Abend: Aussprache über die drei Vorträge.

Gemeinsames Mittagessen.

Freitag, 4. Oktober: Treffen in Friedrichroda, Haus der Christlichen Welt, Schreibersweg 6.

Wohnungsanmeldungen an den Eisenacher Verkehrsverein gegenüber dem Bahnhof (Gasthofsquartier, Fremdenheim oder Privatquartier, Bett ohne Frühstück 1,50—8 M.); dort auch Empfangsbureau (Tagungskarte 3, Mittagskarte 2 M.) bis zum Beginn der Versammlungen, dann in der „Erholung".

4.—6 Oktober in Augustusburg

Freitag, 4. Oktober Nachmittag 3 Uhr: **Bundesversammlung.**

Abends 8 Uhr: Vortrag von Stepun **„Der Geist der russischen Frömmigkeit."**

Sonnabend, 5. Oktober Vormittag 9 Uhr: Vortrag von Weinel **„Vom Geist der westlichen Frömmigkeit."**

Nachmittags 5 Uhr: Mysterium „Brand".

Sonntag, 6. Oktober 9 Uhr: Gottesdienst in der Schloßkapelle mit Kommunion.

Wohnungen durch den Stadtrat von Augustusburg (Erzgebirge).

Freunde der Christlichen Welt

7. Oktober in Basel

Montag, 7. Oktober Vormittag 10½ im Evangelischen Vereinshaus, Nadelberg 6 (Eingang auch Petersgraben 27):

Vortrag von Paul Jaeger **„Gewißheit."**

Mittagessen im Blauen Kreuz, Petersgraben.

Nachmittag: Aussprache, im Evangelischen Vereinshaus.

Noch schöner!
Noch reichhaltiger!
Noch billiger!

Mit der Beilage „Westermanns-Monatsheft-Atlas" ohne Erhöhung des Bezugspreises!

Ein Probeheft kostenlos!

Wir ermöglichen es Ihnen, durch Lieferung eines Probeheftes die schönste Zeitschrift, die unser Volk besitzt, kennenzulernen, wenn Sie diese Anzeige an uns einsenden und 30 Pf. Porto beilegen.

„Westermanns Monatshefte" sind in ihrem Inhalt, ihrer Vielseitigkeit und Farbenfreudigkeit überhaupt nicht zu übertreffen.

„Westermanns Monatshefte", die Zeitschrift der Gebildeten, der geistig Regsamen, ist mit dem Heftpreis von M. 2,– die billigste ihrer Art.

Soeben beginnt der 74. Jahrgang. / Ab Septemberheft gehen Schünemanns Monatshefte in Westermanns Monatsheften auf.

Neu! Die Kärtelecke / Der Regenbogen

Verlag von „Westermanns Monatsheften", Braunschweig

Suche für eine meiner Haustöchter, gesund, anpassungsfähig, fleißig, umsichtig und selbständig, zum 1. November Aufnahme als

Haustochter.

Größere oder Universitätsstadt bevorzugt. Mädchen muß vorhanden sein. Engster Familienanschluß Bedingung. Anfragen an

Frau **Blume,**
Haus der Christlichen Welt
Friedrichroda, Schreibersweg 6.

Wir suchen wieder eine **Haustochter,** die unter meiner persönlichen Anleitung in Küche und Haus, Waschküche und Garten ernsthaft mitarbeitet. Dienstmädchen vorhanden. Schlicht um schlicht, event. kleine Zuzahlung.

Frau Stadtpfarrer **Voelter,**
Wildberg (württ. Schwarzwald).

Die Prosaschule
von Dr. Broder Christiansen
(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Zu verkaufen: **Christliche Welt** von Jahrgang 1891 an bis 1928 gebunden, **Chronik** der CW., ebenfalls von 1891 an. Ferner **„Der Zusammenschluß",** herausgegeben von Friedr. Thimme, 3 Jahrgänge. Angebote erbittet Frau Dr. **Kirchner. Magdeburg,** Bismarckstraße 37.

Evangelische Gemeinde Remscheid.

In unserer Gemeinde ist die durch den Tod des Herrn Pfarrer Pitschke vakant gewordene Pfarrstelle baldigst zu besetzen.

Gehalt nach Gruppe A 2b der Preußischen Besoldungsordnung vom 17. Dezember 1927, Dienstaufwand 400.— Mk., 1200.— Mk. persönliche Zulage. Schönes Pfarrhaus mit großem Garten.

Meldungen von Geistlichen liberaler Richtung sind bis zum 15. September an den Herrn Superintendenten D.Dr. Schäfer, Remscheid, Kölnerstraße 21 einzureichen.

Remscheid, den 15. August 1929.

Das Presbyterium der Evangelischen Gemeinde Remscheid.

Evangelisch-soziale Frauenschule Freiburg i. B.

Staatlich anerkannte Wohlfahrtsschule

Ausbildung für den öffentlichen Dienst in zweijährigem Lehrgang mit staatlicher Abschlußprüfung, anschließend Ausbildung für den kirchlichen Dienst in halbjährig. Aufbaukurs mit kirchl. Abschlußprüfung. — Beginn des neuen Schuljahres am 1. Oktober und Ostern. Unterkunft für Auswärtige im eigenen Haus.

Auskunft durch die Leitung: Dr. Julie Schenk, Freiburg, Goethestr. 2.

Bewährte Bücher

Deutsches Weihnachtsbuch

56. bis 60. Tausend. Ausgewählt von Max Goos. Bilder und Einband nach Scherenschnitten von Irmgard von Freyberg. Ganzleinen- oder Bücherei-Einband 5.50 RM.

Die deutsche Schule, Berlin: Das Buch erscheint wie aus einem Guß und wir haben an uns selbst die Erfahrung gemacht, daß es wundersame Weihnachtsstimmung erzeugt.

Deutsches Balladenbuch

51. bis 55. von Otto Zimmermann neu bearbeitete Auflage. Mit Holzschnitten von A. Paul Weber. Ganzleinen- oder Bücherei-Einband 5.50 RM.

Das junge Deutschland, Berlin: Endlich hat ein Verlag gewagt, ganze Arbeit zu leisten. Das Balladenbuch der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung ist vorbildlich.

Deutscher Märchenschatz

21. bis 25. Tausend. Ausgewählt von Hermann Heß. Die vier farbigen Bildtafeln und 50 Bilder im Text zeichnete Ernst Kutzer. Ganzleinen- oder Bücherei-Einband 6.50 RM.

Volk und Heimat, München: Der Wert der Zusammenstellung beruht einmal in der Einteilung des Buches, das die Weite des ganzen märchenerzählenden Vaterlandes umschließt, gleichzeitig aber auch auf Kutzers Bildbeigaben, die die mundartige Buntheit unter ein einheitliches, gleichfarbiges Erleben gebracht haben.

Deutscher Sagenschatz

17. bis 21. Tausend. Herausgegeben von August Tecklenburg. Bildschmuck und Einband von A. Paul Weber. Ganzleinen- oder Bücherei-Einband 6.50 RM.

Bitterfelder Allgemeine Zeitung: Dieses stattliche Buch zu einem so billigen Preis verdient, daß es in jeder Familie und in jeder Volks-, Jugend-, Vereins- und Schulbücherei aufgenommen wird.

Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg 37e

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 21. September